1,80 DM / Band 561
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Leichenwagen zur Hölle

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Leichenwagen zur Hölle

John Sinclair Nr. 561

von Jason Dark

erschienen am 04.04.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Leichenwagen zur Hölle

Selbst wer den Wagen im hellen Sonnenschein sah, bekam einen Schauer der Furcht und schlug einen großen Bogen um den tiefschwarzen Mercedes, der aussah wie ein vierrädriger Bote aus der Hölle. Er besaß eine Kombiform, dunkel getönte Scheiben, pechschwarz angestrichene Reifen und ebenfalls schwarze Sitze. Schwarz lackiert war auch seine Ladefläche, die normalerweise stets mit einer makaber anmutenden Fracht beladen wurde.

Mit Särgen…

Im Grau der Dämmerung wirkte er noch gespenstischer. Selbst abgefeimte Autoknacker würden sich hüten, ihn zu stehlen. Mit einem derartigen Gefährt rollte man nicht freiwillig in die Hölle.

Er parkte nur selten in London. Wenn, dann stets vor Häusern, wo etwas Furchtbares passiert war.

Ein Verbrechen oder auch ein normaler Sterbefall. Das allerdings höchst selten.

An diesem späten Nachmittag in der Vorweihnachtszeit stand der Wagen auf einem Hof. Dicke Wände schützten ihn. Der lange Schatten der einen Mauer fiel wie ein Tuch über das düstere Fahrzeug und ließ es fast mit dem grauen Boden verschwimmen.

Kein Licht durchdrang die fahle Dämmerung. Irgendwo in weiter Ferne erklang das Heulen eines Signals. Dort wälzten sich Schiffe durch das Strombett der Themse.

Der Wagen wartete…

Wer ihn von vorn sah, dem mußten seine Scheinwerfer vorkommen wie gewaltige Glotzaugen. Man hatte den Grill verstärkt, ebenfalls die Stoßdämpfer sowie die Achsen. Auch breitere Reifen hatte das Fahrzeug bekommen, so daß man es als eine tödliche Rakete bezeichnen konnte, denn mit mehr Pferdestärken war er sowieso versehen.

Aus einem der Fenster im ersten Stock fiel gelber Lichtschein. Zuerst erschien ein Schatten hinter der Scheibe, Sekunden später ein zweiter. Von den Personen waren nur die Köpfe und Teile der Schultern zu sehen. Dann waren sie verschwunden.

Nicht mehr lange, denn sie öffneten die hintere Tür des Hauses und betraten den Hof, auf dem der Wagen parkte. Zunächst waren nur ihre Schritte zu hören, dann schälten sie sich selbst aus dem Dunkel hervor wie schattenhafte Gespenster aus dem Reich der Toten.

Zielsicher näherten sie sich dem Gefährt. Sie waren ebenfalls in Schwarz gekleidet und erinnerten an Totengräber. Einer von ihnen griff in die Tasche. Er holte ein kleines Gerät hervor, drückte auf einen Knopf und wußte, daß sich durch die Fernbedienung die Zentralverriegelung im Innern des Fahrzeugs gelöst hatte.

Jetzt waren die Türen offen.

Der Fahrer stieg zuerst ein. Er startete den Leichenwagen. Auf einmal zitterte der Schall zwischen den Hofmauern. Aus dem Auspuff drang eine schwarze Wolke. Sie verteilte sich, bekam Nachschub, als der Fahrer den Leichenwagen zurück rangierte, ihn dann von der Mauer wegfuhr und seinem Kollegen Gelegenheit gab, ebenfalls einzusteigen.

Der zweite Mann nahm auf dem Beifahrersitz Platz. Er schloß noch nicht die Tür, die Innenbeleuchtung brannte weiter und ließ die beiden Männer genau erkennen.

Sie glichen sich fast wie Zwillinge. Nicht nur wegen ihrer dunklen

Anzüge, es lag auch an den Gesichtern, die bleich wie skelettierte und gewaschene Schädel aus den hochgestellten Kragen der Anzugjacken hervorstachen.

Die Haut der Männer glich einem dünnen Gummi, das über die Knochen gezogen war. Die Augen lagen tief in den Höhlen. Der Fahrer besaß eine Glatze, sein Kumpan brauchte auf Haare nicht zu verzichten, allerdings waren es sehr wenige, die sich glatt auf seinem Schädel verteilten.

»Fertig?« fragte der Fahrer.

Sein Kollege nickte. »Ja, du kannst starten!«

»Gut, wir werden ihn holen!«

Beide hoben synchron die Arme. Jetzt hätte zumindest eine Hand die Wagenschlüssel in das Schloß stecken müssen.

Was da zum Vorschein kam, war keine Hand. Beide Männer besaßen von den Unterarmen ab Scheren aus Metall.

Keine Hände – Mordwerkzeuge!

***

Bis zum Lift war Suko mitgehumpelt. Von dort hatte er mich allein in den Weihnachtstrubel der Millionenstadt fahren lassen. Nicht weil es ihm keinen Spaß bereitet hätte – Suko hätte sicherlich gern getauscht –, er war einfach noch nicht in der Lage, sich normal zu bewegen. Die Stichverletzung in seiner Wade machte ihm noch immer zu schaffen. Zu verdanken hatte er die Verletzung den Zombie-Piraten von Kapitän Sensenmann, aber den gab es nicht mehr. Ebensowenig wie den Rattenmenschen, den ich vor einigen Tagen in Ungarn gestellt hatte. In einem Gefängnis hatte ich auch gehockt und dort einiges abbekommen. Den Fall wollte ich so rasch wie möglich abhaken und mich, das hatte ich mir vorgenommen, um schönere Dinge kümmern.

Zum Beispiel um den Einkauf von Weihnachtsgeschenken. In Ungarn schon hatte ich mir dies vorgenommen und setzte den Vorsatz nun in die Tat um.

Leider war es später geworden. Also tigerte ich wieder an einem Nachmittag los.

Das heißt, ich fuhr in die City, wo das Einkaufsparadies der Londoner und auch der zahlreichen Touristen liegt. Wobei Harrod's als Kaufhaus absolut bekannt und top war.

Ich hatte nicht vor, mich in den Trubel von Harrod's zu stürzen, ich würde meine Geschenke auch woanders bekommen. Ich hatte mir so einiges aufgeschrieben: Parfüm, Bilderrahmen, Geldbörse, Handschuhe für Suko und so weiter.

Der Kauf von Weihnachtsgeschenken war bei mir eigentlich nie ohne Probleme vonstatten gegangen. Da steckte ich irgendwie in einem teuflischen Kreislauf. Irgend etwas lief immer schief. Ich rechnete

auch an diesem Tag damit, daß so etwas passieren konnte.

Die U-Bahn brachte mich dorthin, wo Menschenmassen kauften, schauten, suchten und fluchten.

Das Suchen nach Geschenken bedeutete harte Arbeit, oft genug auch Streß. Ich hatte beschlossen, mich von der Hektik nicht anstecken zu lassen, sondern cool zu bleiben.

Im Strom der Passanten trieb ich weiter. Ich schaute in erhitzte, in mürrische, lächelnde, mal wütende und auch entspannte Gesichter.

Die jungen Leute wirkten locker, die älteren geben sich ziemlich verbissen oder gestreßt.

An manchen Stellen sah ich vor Füßen, Schuhen und Beinen das Pflaster nicht mehr. Um überhaupt voranzukommen, mußte ich mich treiben lassen, was ich auch gern tat, denn wer stemmte sich schon gegen den Strom an?

Eine Frau überholte mich, gab nicht acht, rempelte mich an, war vorbei und drehte sich um.

Ihr weit geschnittener Pelzmantel stand offen und wehte wie eine Fahne. Glutaugen unter dunklen Locken starrten mich ärgerlich an.

Die prallen Tüten an ihrer Rechten wirkten wie Fluggepäck. Der gelbe Seidenschal hing locker um ihren Hals und wippte ebenso wie die Ketten, die den dunklen Pullover zierten.

»Entschuldigung!« sagte ich.

»Wofür?«

»Daß Sie mich angerempelt haben und daß einige Tiere Ihretwegen gestorben sind.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Denken Sie an Ihren Mantel.«

»Ach, hau ab!« Sie ging weiter, und ich setzte meinen Weg ebenfalls mehr oder weniger gut fort. Ich ließ mich in das erste Geschäft treiben. Es war eine der tollen Nobel-Parfümerien, wo man an Duftwässerchen, Cremes, Badezusätzen, Schminkutensilien so ziemlich alles bekam, was einer Haut guttat oder nicht.

Ich kannte den Geschmack meiner Freundin Sheila. Ihr Mann, Bill, hatte mir die Marke des Parfüms aufgeschrieben. Ein kleines Fläschchen kostete mich ziemlich viel Geld. Die Verkäuferin präsentierte mir den Betrag mit ihrem geschäftsmäßigen Lächeln.

»Was?« fragte ich.

Sie war etwas irritiert. »Wie meinen Sie?«

»Hören Sie mal, Gnädigste, ich hatte nicht vor, Ihren Laden hier zu kaufen.«

Darauf bekam ich es knüppeldick. Zunächst schaute sie mich von oben bis unten an. Der Blick war so arrogant, daß selbst ich rot wurde. Dann sagte sie so laut, daß auch andere es hören konnten: »So wie Sie aussehen, Mister, können Sie nicht einmal den Inhalt eines Teils der

Ladentheke hier bezahlen.«

Die Kunden lachten, ich gab ihr das Geld und nahm das Zeug schweigend in Empfang. Eines war sicher: Diesen Laden würde ich nie mehr in meinem Leben betreten.

Draußen atmete ich tief durch. Verdammt, die Perle hinter der Kasse hatte mich geärgert. Mir war die Lust, weitere Geschenke zu kaufen, eigentlich vergangen.

»Blöd, diese Weiber, nicht?«

Ich schaute nach rechts, denn von dieser Seite war ich angesprochen worden. Ein etwa vierzehnjähriger Junge stand vor mir. Er war fast schon so groß wie ich, hatte dunkelblondes Haar, ein sehr offenes Gesicht und Pickel auf der Stirn. Jeans trug er nicht. Dafür eine grüne, modisch geschnittene Hose und eine schwarze, ziemlich weite Jacke mit zahlreichen Taschen.

»Manchmal ja.«

»Ich kenne das, Sir.«

»Du?«

»Ja.«

»Woher denn?«

»Man kommt ja rum«, sagte er. Dann wandte er sich ab. »Vielleicht sehen wir uns noch.«

Bevor ich nachhaken konnte, war er bereits im Gewühl der Passanten verschwunden. Der Junge war mir ungewöhnlich vorgekommen. Besonders für sein Alter. Die meisten reagierten nämlich anders und nicht so überaus selbstsicher.

Ich vergaß die Begegnung im nächsten Geschäft wieder, denn dort war es zum Brechen voll. Dabei wollte ich für Lady Sarah einen Videofilm, für Jane Collins eine LP und für Bill ein Buch besorgen.

Aber in dem Gewühl war so gut wie nichts zu finden.

Zudem blendeten mich die Lichter. Da hingen die künstlichen Tannenbäume von der Decke. Die Zweige waren mit Schnee aus Schaum vollgepappt. Elektrische Kerzen gaben ihr Licht ab, das von den Oberflächen silbriger Kugeln reflektiert wurde.

Mal bimmelten Glocken, mal hörte ich Weihnachtsmusik. Natürlich sang Bing Crosby sein »White Christmas«, und die »Jingle Bells« erlebte ich ebenfalls in verschiedenen Sounds.

Wer hier die Nerven behielt, war zu bewundern.

Weihnachtsmänner liefen durch das Kaufhaus. Einer bimmelte mit seiner Glocke, während er seinen gefüllten Sack vor sich herschob.

Wer ein Pfund übrig hatte, konnte sich ein Paket aus dem Sack holen und erlebte bestimmt manch böse Überraschung.

Plötzlich erschien vor mir das weißbärtige Gesicht eines Weihnachtsmannes. Mir fiel der starre Blick des Mannes auf. Hinter dem Bart verbarg sich ein noch junges Gesicht. Dann spürte ich einen

unangenehmen Druck am Bauchnabel. Das war keine Revolvermündung, sondern die Spitze eines Messers.

»Merry Christmas«, sagte ich und grinste den Weihnachtsmann an.

»Mach keinen Scheiß, Kumpel. Rück einige Scheine raus, aber fix.«

»Fix kommt von Fixer. Bist du einer?«

»Her mit den Scheinen.«

»Ist gut, Weihnachtsmann.« Ich sorgte dafür, daß er auf meine rechte Hand achtete, die ich hinter meinem Rücken verschwinden ließ, um dort die Geldbörse aus der Hosentasche zu holen. Das jedenfalls nahm er an.

Tatsächlich aber steckte sie in meiner rechten Hosentasche. Der Druck der Messerspitze verschwand für einen Moment, dann brüllte der Fixer auf einmal auf, denn sein Gelenk befand sich plötzlich in einem Schraubstock, der sich aus vier Fingern und meinem Daumen zusammensetzte. Ich drehte sein Gelenk, er schrie. Wasser trat ihm in die Augen. Andere Käufer wurden aufmerksam, man machte mich an, weil ich einen Weihnachtsmann in die Knie zwang und dafür sorgte, daß er sein Messer endlich fallen ließ.

»He, laß den Nikolaus in Ruhe!« Jemand rüttelte an meiner Schulter.

Der Hausdetektiv erschien. Er war ein Typ mit karrieregeilen Augen, packte zu und riß dem Weihnachtsmann die Maske vom Gesicht. »Habe ich dich, du Schwein!«

»He, Meister, mal etwas vornehmer! Diesen Ton bin ich nicht gewohnt.«

»Das ist mir egal. Der Kerl ist bekannt. Er wollte unsere Firma vor einem halben Jahr um eine Million erpressen. Aber so etwas wird ja nicht eingelocht.« Der Detektiv nahm den faulen Kunden in den Polizeigriff. Die Glotzer hatten einen Kreis um uns gebildet. »Was wollte er denn von Ihnen, Sir?«

»Keine Million.«

Der Detektiv wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Zudem war die öffentliche Meinung nicht auf seiner Seite. »Laß das arme Schwein doch laufen.«

Das konnte er wieder nicht. Er mußte den Mann in das Büro bringen. Ich trug noch das Messer hinterher. In der Bude schleuderte er den Mann auf einen Stuhl, sah, daß ich das Messer hielt und warnte mich. »Vorsicht, Sir, Sie verletzen sich sonst!«

»Kaum. Ich bin Profi.«

Er ging einen Schritt zurück. »Wie?«

Ich zeigte ihm meinen Ausweis. Prompt verlor er einiges von seiner zur Schau getragenen Glätte. »Dann sind Sie so etwas wie ein Kollege von mir, Sir?«

»Zum Glück nicht.«

Die Spitze verstand er.

Der Fixer saß traurig auf seinem Stuhl. »Tut mir leid, Junge, ich kann nichts für dich tun. Sieh mal zu, daß du von der Nadel loskommst. Es ist Scheiße, wenn man fixt oder anderen Stoff nimmt. Willst du eine Adresse für eine Therapie?«

Er schüttelte den Kopf, ohne mich anzusehen.

»Die brauchen nur den Knast«, meldete sich der karrieregeile Detektiv.

»So reden Dumme«, erklärte ich ihm und ließ ihm eine Karte da, falls Nachfragen waren.

»Ich brauche Sie als Zeugen.«

»Heute nicht.«

Ziemlich sauer hatte ich den Raum verlassen. Es gibt Tage, da läuft alles quer, heute war ein solcher Tag. Ich bekam nichts in die Reihe, war nur einige Male angemotzt worden.

Weihnachtszeit – Horrorzeit…

Ich hatte keine Lust mehr, keinen Bock oder wie man dazu sagte.

An diesem Tag war mir die Lust vergangen, noch weitere Geschenke zu kaufen. Ich wollte mich irgendwohin setzen und in Ruhe einen Schluck nehmen, falls ich eine entsprechende Pinte fand.

Ich war in das Haus hineingeschoben worden und wurde auch wieder hinausgedrückt.

Inzwischen hatte sich der graue Tag zurückgezogen und der Dämmerung Platz geschaffen. Die Beleuchtung in den Straßen wirkte noch greller und kitschiger.

In jede Pinte wollte ich auch nicht gehen. Ich brauchte eine, wo ich etwas essen konnte.

Wenn man so etwas vorhat, brauchte man in London nicht weit zu laufen. Ein mir noch unbekanntes Lokal hatte an einer Straßenecke eröffnet und seinen glasüberdachten Wintergarten um die Ecke herumgebaut. Mir gefielen diese Wintergärten. Da saß man im Trubel und hatte trotzdem seine Ruhe. Von außen peilte ich hinein und entdeckte tatsächlich einen noch freien Zweiertisch.

Besser konnte es nicht kommen, denn der Tisch war noch frei, als ich hinkam.

Jacke aus, Tasche abgestellt, Beine ausgestreckt – endlich so etwas wie Ruhe.

Ich griff zur Karte, schaute sie durch und entschied mich für eine Pastete und Käsesnack.

Dazu paßte ein Glas Weißwein, der als Spezialität des Hauses angeboten wurde.

Die Kellnerin trug eine rotweiß gestreifte Bluse, einen roten Rock und eine Brille, die aussah wie ein großer Schmetterling auf der Nase. Am Kragen sah ich eine kleine, rote Fliege. Die Dame machte mir einen gestreßten Eindruck, deshalb wies ich sie auch nicht darauf hin,

daß ihr Gurgelpropeller schief saß. Eine weitere Abfuhr wollte ich mir nicht holen.

»Was darf ich bringen, Sir?«

Ich gab meine Bestellung auf.

»Gern.« Sie verschwand wieder, ich streckte die Beine aus und schaute durch die Scheibe.

Himmel, was da alles vorbeilief. Ein nie abreißender Strom von Menschen. Viele schauten in das Lokal hinein, gingen weiter, schleppten Tüten und Tragetaschen, als wäre nur noch der heutige Tag da, um einkaufen zu können.

Mein Wein wurde gebracht.

Ich bedankte mich mit einem Kopfnicken, probierte und fand ihn ausgezeichnet. Er war gut gekühlt und auch trocken.

»Ist der Platz neben Ihnen noch frei?«

Ich hörte den Frager, bevor ich ihn sah. Die Stimme kam mir ebenfalls bekannt vor.

Schon erschien er neben mir. Es war der ungefähr vierzehnjährige Junge, mit dem ich ein paar Worte vor der Parfümerie gewechselt hatte. »Ja, bitte, nimm Platz.«

»Danke sehr.«

Zufall, oder nicht? In meinem Job muß man leider in gewissen Kategorien denken, doch in diesem Fall machte der Junge einen sehr netten Eindruck. Die Jacke zog er nicht aus, er öffnete nur den Reißverschluß.

Als mein Essen kam, bestellte er sich eine Limonade. »Guten Appetit«, wünschte er mir.

»Danke sehr.« Ich aß die Pastete. Da ich mich auf das Essen konzentrierte, hörte ich die Stimme des Jungen wie aus weiter Ferne.

»Sie sind doch John Sinclair, Oberinspektor Sinclair!«

Die Gabel blieb zwischen Mund und Teller in der Luft stehen.

»Wieso? Müßte ich das sein?«

»Es wäre besser.«

»Gesetzt den Fall, es stimmt. Was würde das bedeuten?«

»Sorry, Sir, ich bin Robby Dobson.«

»Wie nett – und weiter?«

»Ich habe Sie gesucht, verfolgt, jetzt wiedergefunden. Vorhin traute ich mich nicht, Sie direkt anzusprechen.«

»Worum geht es denn?«

»Um zahlreiche Tote und um einen Leichenwagen…«

***

Und das zur Vorweihnachtszeit!

Mir blieb auch nichts erspart. Ich schaute mir den Junge an. Im Vergleich zu unserer ersten Begegnung hatte er sich um keinen Deut

verändert. Nach wie vor fand ich seinen Ausdruck ausgesprochen offen. Die klaren Augen, das Gesicht in der Entwicklung eingebettet zwischen Kind und Erwachsenwerden. Das leichte Lächeln auf seinen Mundwinkeln, das keinesfalls spöttisch wirkte. Hinzu kam der offene und ehrliche Blick.

Dennoch wollte ich ihm nicht glauben. Ich aß noch das letzte Stück Pastete, trank einen Schluck und fragte: »Sag mal, wie alt bist du eigentlich, Junge?«

»Alt genug.«

»Komm, erzähl mir keine Geschichten. Ich habe dich nach dem genauen Alter gefragt.«

»Fünfzehn.«

»Sehr gut.«

»Was denken Sie jetzt, Sir?«

»Daß ich mir in deinem Alter auch gern Geschichten ausgedacht habe, die ich anderen erzählen konnte.«

»Ich kenne Sie, Mister.«

»Das habe ich gehört. Du hast mich gesucht und auch gefunden.«

Er nickte. »Ich habe mir keine Geschichten ausgedacht. Ich habe bewußt nach Ihnen gesucht. Ich möchte Sie nur darüber in Kenntnis setzen, daß der Leichenwagen unterwegs ist und möglicherweise auch bei Ihnen erscheint.«

Ich wollte es noch immer nicht wahrhaben. »Was sollte ich denn mit einem Leichenwagen zu tun haben?«

»Noch nichts Direktes. Sie kennen mich jetzt. Vielleicht haben die anderen das schon bemerkt.«

»Welche?«

»Die im Leichenwagen.«

»Tote?«

»Nein. Es muß ja welche geben, die das Ding fahren, Sir. Diese Leute sind furchtbar.«

»Du hast also vor Ihnen Angst?«

»Die Angst ist derart groß, daß ich Sie gesucht und auch gefunden habe. Sie müssen uns helfen, Sir.«

Ich runzelte die Stirn. »Du hast *uns* gesagt, Robby. Dann bist du nicht allein?«

»Es gehören noch andere dazu. Wir sind unterwegs, um Sie zu finden. Es eilt.«

Ich schwieg zunächst einmal. Mochte Robby so sympathisch sein, wie er wollte, für mich sprach er in Rätseln. In dieser freundlichen und auch weihnachtlichen Atmosphäre des Lokals wirkten seine Worte und Erklärungen einfach fehl am Platze. Ich konnte ihm kaum folgen. Es wollte nicht in meinen Schädel.

Er trank seine Limonade und blickte mich dabei an. Auf seiner Stirn

sah ich kleine Schweißperlen. »Wissen deine Eltern eigentlich von der Suche nach mir?«

Er hob nur die Schultern, ohne eine akustische Antwort zu geben.

»Was ist mit dem Leichenwagen?«

»Er holt sie.«

»Und wen?«

»Er bringt sie zurück«, präzisierte der Junge.

»Okay, nehmen wir das einmal an, gehen wir davon aus. Wenn er sie zurückbringt, muß er sie ja zuvor geholt haben. Liege ich da mit meiner Vermutung richtig?«

»Genau.«

»Wo hat er sie denn hergeholt. Und wohin sollen sie dann gebracht werden?«

»In die Hölle!«

Ich räusperte mich. Das war wieder eine Antwort gewesen, die mir überhaupt nicht in den Kram paßte. Es gab zwei Möglichkeiten.

Entweder wollte mich der Junge auf den Arm nehmen, oder er meinte es tatsächlich ernst mit seiner Absicht.

»Ein Leichenwagen zur Hölle!« präzisierte ich.

»Sir, so ist es.« Er nickte mir zu, als hätte er mir soeben ein Kompliment gemacht.

Ich hatte es zwar nicht direkt vorgehabt, jetzt griff ich trotzdem zur Zigarette und klemmte mir das Stäbchen zwischen die Lippen.

Über die Flamme des Feuerzeugs hinweg schaute ich dem Jungen ins Gesicht, dessen Ausdruck in den Augen nach wie vor offen und klar war. Es war für mich nicht vorstellbar, daß er mich belog.

»Glauben Sie mir denn, Sir?«

Ich blies den Rauch nach rechts, weg vom Tisch. »Das ist so eine Sache, Junge. Wahrscheinlich fällt es mir schwer, dir das zu glauben. Du sprichst schlimme Dinge gelassen aus. Ich wäre wesentlich überzeugter, wenn ich diesen Leichenwagen einmal sehen könnte.«

Jetzt bekam er eine Gänsehaut. »Mr. Sinclair, wünschen Sie sich das nicht! Wenn Sie ihn sehen, ist es in den meisten Fällen zu spät. Er kann Dinge, über die ich kaum zu sprechen wage.«

»Versuche es trotzdem. Ich bin ein guter Zuhörer.«

»Nun ja, wo er erscheint, da hinterläßt er ein Loch. Aber kein normales, sondern ein Zeitloch. Er ist hinter uns her. Er will uns fangen, weil wir ihm entwischten.«

Ich stäubte Asche ab. »Ihr seid ihm also entwischt. Wo seid ihr hergekommen?«

»Aus der Hölle!«

Schon wieder das Wort Hölle. Allmählich ging mir dieser Begriff auf den Wecker. Was hatte der Junge vor mir mit der Hölle zu tun?

Ich mußte einfach Antworten bekommen, drückte den Glimmstengel

halbgeraucht aus und wollte Tacheles mit ihm reden, als er den Stuhl zurückschob und sich langsam erhob.

Er tat dies mit Bewegungen, die mir überhaupt nicht gefielen. Da war die Spannung zu sehen, die ihn umklammert hielt. Auch der starre Blick, den er durch die dicken Scheiben des Wintergartens nach draußen in den Trubel schickte.

»Was hast du, Robby?«

Der Junge schüttelte den Kopf, gab trotzdem eine Antwort. »Ich spüre ihn«, flüsterte er. »Der Leichenwagen befindet sich in der Nähe. Sie werden ihn gleich erleben.« Robby drehte den Kopf zu mir und schaute mich scharf an. »Geben Sie acht, er kommt.«

»Ich sehe ihn nicht.«

»Schauen Sie nach vorn.«

Seine Stimme hatte sich fast überschlagen. Mir blieb nichts anderes übrig, als dem Ratschlag zu folgen.

Ich starrte durch die Scheibe, sah den Weihnachtstrubel, all diesen Verkehr – und den Wagen.

Ein pechschwarzes Ungeheuer auf vier Rädern raste, sämtliche Regeln mißachtend und quer zum Verkehr genau auf die Glaswand des Wintergartens zu. Der Fahrer nahm keine Rücksicht auf die zahlreichen Menschen und Fahrzeuge, er fuhr durch.

Aber es passierte nichts.

Dafür bei Robby. Der Junge sah aus wie jemand, der von einem sichtbaren, elektrischen Strom umflossen wurde. Vom Kopf bis zu den Füßen umwirbelte ihn ein fahlblauer Schein und zeichnete seine Figur genau nach.

Die Stimmen der Menschen umgaben mich zwar, sie klangen jedoch gedämpft, als wären sie durch dicke Mauern von mir getrennt, so daß ich mich in einer anderen Welt befand, die nicht mehr zu der normalen zählte.

Was war das?

Da hatte der schwarze Leichenwagen die Scheibe erreicht. Er stoppte nicht, er raste hindurch!

***

Es war die Hölle!

Jedoch eine Hölle in Zeitlupe. In diesem verzögerten Tempo brachen auch die Scheiben des Wintergartens auseinander. Sie flogen mir als Stücke entgegen, taumelnd, flatternd, sich dabei drehend wie scharfe Platten, die bereit waren, mich zu köpfen.

Ich konnte nur noch staunen und mich ebenso langsam bewegen wie die Scheiben.

Was war mit Robby Dobson?

Er stand noch immer neben seinem Stuhl, hatte die Hände den

heranfliegenden Scherben entgegengestreckt, als wollte er sie aufhalten, und wurde vor meinen Augen zu einem durchscheinenden Wesen.

Den Scherben folgte der Wagen. Ein mächtiges Raubtier aus Blech und mit einer mörderischen Rammkraft versehen, die alle Hindernisse in den Boden stampfen konnte.

So flog der Wagen heran, auf nichts Rücksicht nehmend.

Das würde Tote und Verletzte geben. Ein blutiges Chaos in der Vorweihnachtszeit…

Ich tauchte weg. Bevor ich unter der Tischplatte verschwand, eine an und für sich lächerliche Deckung, fiel mein letzter Blick auf Robby Dobson.

Er war nicht mehr da, verschwand wie ein Schemen, bevor ihm der heranfliegende Wagen zermalmen konnte.

Ich wartete auf den Aufprall und auch darauf, daß die beiden Gestalten, die ich hinter der Frontscheibe gesehen hatte, ausstiegen, um ihre schreckliche Tat zu vollenden.

Wo waren die Schreie, das Krachen der Möbel, das Splittern der Scheiben?

Nichts hörte ich.

Nur ich lag unter dem Tisch, hatte den Kopf in meine angewinkelten Arme gepreßt und wartete auf das Ende. Diesen Aufprall konnte ich nicht überleben. Der Wagen hatte einen direkten Kurs auf mich genommen, als wäre ich sein eigentliches Ziel.

Es tat sich nichts.

Ich blieb am Leben, der Wagen mußte quer durch das Lokal geflogen sein, wenn überhaupt.

»Sir, was ist mit Ihnen? Fehlt Ihnen etwas? Ist Ihnen nicht gut, Sir?«

Es dauerte einige Sekunden, bis ich begriff, daß die weibliche Stimme mich gemeint hatte. Erst dann kroch ich unter dem Tisch hervor, sah zwei Beine, einen roten, relativ kurzen Rock und die Augen hinter den Gläsern der Schmetterlingsbrille, die groß und fragend, aber auch sorgenvoll auf mich gerichtet waren.

»Er kroch plötzlich unter den Tisch«, meldete eine dürre Frau von der rechten Seite. Sie hielt den Suppenlöffel in der Hand, wobei es sie nicht störte, daß Tropfen auf die Serviette klatschten.

»Der spielt Verstecken!« rief ein kleines Mädchen.

Ich stellte mich wieder hin. Die Bedienung konnte mir in die Augen sehen. »Ist wirklich nichts mit Ihnen, Sir?«

»Mir geht es gut. Ich habe nur etwas unter dem Tisch gesucht. Mir ist Geld entfallen.«

»Ach so.« Sie blickte sich um und fragte dann. »Bei Ihnen am Tisch hat noch ein junger Mann gesessen. Wo ist der hin?«

Die Frage brachte mich in Verlegenheit, was ich ihr allerdings nicht

zeigte. »Er ist gegangen.«

»Und die Rechnung?«

»Übernehme ich.«

»Gut.« Sie lächelte. »Ich komme dann gleich kassieren.« Wahrscheinlich traute sie mir nicht.

»Tun Sie das!« Ich hatte mich wieder hingesetzt und atmete einige Male tief durch. Meine Güte, das war wirklich ein Hammer gewesen. Ich kam da einfach nicht zurecht. Ich hatte gesehen, wie der Leichenwagen die Scheibe des Wintergartens zertrümmerte. Hier im Lokal hätte normalerweise die große Katastrophe ausbrechen müssen. Das war nicht geschehen, und ich dachte über die Gründe nach.

Hatte ich mir die Szene eingebildet? Nein, der Junge war noch dagewesen und hatte mir erklärt, daß der Leichenwagen ihn suchte, um ihn in die Hölle zu schaffen.

Beim erstenmal war diese Antwort so etwas wie ein Witz gewesen.

Jetzt nicht mehr. Ich wollte einfach nicht daran glauben, daß es sich noch um einen Witz handelte. Was ich in den letzten Minuten erlebt hatte, dafür gab es nur eine magische Erklärung.

Und schon steckte ich wieder mitten in einem rätselhaften Fall. Es drehte sich um die Hölle, den Teufel und um einen Fünfzehnjährigen, der anscheinend sehr genau über gewisse Dinge informiert war.

»Kann ich dann kassieren?«

»Gern.« Ich legte der Bedienung noch ein Trinkgeld zu.

»Haben Sie Ihr Geld gefunden?«

»Natürlich.«

Vom Nebentisch meldete sich das Mädchen. »Der eine hat sich richtig aufgelöst!«

Ich schaute rüber. Die Kleine löffelte ein Eis und nickte einige Male. »Ja, aufgelöst.« Die Worte galten ihrer Mutter, die einen gestreßten Eindruck machte.

»Komm, Gitty, nicht mehr. Du hast dich vertan, du hast es dir eingebildet.«

»Das habe ich nicht.«

»Was hast du denn noch gesehen?« sprach ich die Kleine an.

»Einen Schatten, glaube ich.«

»So?«

Sie breitete die Arme aus und leckte Eis von ihren Lippen. »Ja, unheimlich groß. Er kam durch das Fenster.«

»Hast du sehen können, wie er ausgesehen hat?«

»Nein, ein Schatten.«

»Hör auf, Gitty, und iß dein Eis.« Die Mutter nickte mir zu. »Entschuldigen Sie, Mister.«

Ich trank Wein. »Schon gut. Kinder haben manchmal eben eine blühende Phantasie.«

»Leider.«
»Aber besser als umgekehrt.« Für mich stand fest, daß ich nicht der einzige Zeuge dieses unheimlichen und nicht erklärbaren Vorgangs gewesen war. Auch wenn das Mädchen ihn kaum oder nur am Rande mitbekommen und den Wagen nicht einmal identifiziert hatte.
Was war hier geschehen?
Für den Normalsterblichen hätte es keine Erklärung gegeben. Ich aber wußte mehr. Das hatte nichts mit Arroganz zu tun, es war eine Tatsache, denn ich beschäftigte mich beruflich mit Fällen, die oft genug jenseits des menschlichen Verstandes oder Begreifens lagen. Ich wußte, daß Welten existierten, die jenseits der unsrigen, der sichtbaren lagen. So auch die Hölle.
Nicht die, wie sie im Mittelalter erklärt und gezeichnet worden war, wo die armen Sünder in einem Kessel mit kochendem Sud hockten und von kleinen Teufelchen umtanzt wurden. Nein, die Hölle zeigte sich anders. Sie konnte sich durchaus in der Seele eines Menschen befinden, in der eines Mörders oder eines anderen Verbrechers. Sie zeigte sich uns in zahlreichen Varianten.
So wie eben.
Hatte diese Hölle tatsächlich ihre Pforten geöffnet, oder hatte es eine Überlappung zwischen zwei Welten gegeben, so daß die eine, die sonst nicht sicht- oder erkennbare plötzlich in die normale hineingestoßen war?
Das mußte ich herausfinden. Ich war zudem davon überzeugt, daß Robby Dobson eine wichtige Schlüsselrolle spielte. Er war fast aufgetaucht wie ein Geist und geisterhaft verschwunden.
Ich leerte mein Glas. Das Mädchen am Nebentisch konnte sich noch immer nicht über den Schatten beruhigen. »Ich habe ihn richtig gespürt, Mummy. Das war ein kaltes Gefühl.«
»Natürlich, Darling. Ich bekomme das auch, wenn ich Eis esse.«
»Du willst mich nicht verstehen.«
»Es fällt mir zumindest schwer.«
»Dann ist es gut.«
Ich stand auf, nahm meine Tüte mit den Weihnachtsgeschenken und verließ, von zahlreichen Blicken begleitet, das Lokal. Hatte ich nicht schon beim Beginn des Einkaufs eine Vorahnung gehabt? Immer wenn ich Geschenke einkaufen wollte, passierte etwas. Das war wie ein Fluch, der auf mir lastete.
Draußen empfing mich die Kühle des Dezembers. Die Temperatur lag knapp über dem Gefrierpunkt. Zum Schneien war es zu warm, also rieselte das Zeug als dünner Sprüh aus den tiefen, grauen Winterwolken.
Der Verkehr lief normal. Ich entdeckte auch keinen schwarzen Leichenwagen zwischen all den Fahrzeugen. Dafür viele Lichter, die

bunte Reflexe schufen und die Innenstadt in eine farbliche Palette verwandelten. Dazwischen krochen die Abgase, zogen wie Nebel über den Asphalt, als wollen sie sich daran festklammern.

Mein Blick fiel zum Himmel. Auch dort huschten noch die Reflexe der Reklamelichter wie Kometenstreifen hinweg. Die Natürlichkeit eines Ablaufs zwischen Tag und Abend ging im Trubel der Großstadt einfach verloren.

Zu suchen hatte ich hier nichts mehr. Ich wollte wieder nach Hause und schob mich in den Schlund der nächsten U-Bahn-Station. Der Leichenwagen war ein Rätsel, der Junge ein besonders großes. Was hatten die beiden miteinander zu tun? Wieso konnte sich Robby Dobson überhaupt auflösen? Daß er es geschafft hatte, war mir nicht verborgen geblieben. Eine Erklärung dafür zu finden, war schwer.

Er sah zwar aus wie ein Mensch, möglicherweise war er keiner.

Zusammen mit zahlreichen anderen Fahrgästen stieg ich in den Zug, wo mich eine dumpfe, feuchte Luft umfing. Die freien Plätze überließ ich den älteren Menschen, dafür gelang es mir, mich in der Nähe der Ausgangstür aufzubauen.

Noch jemand stieg ein. Die Frau schaffte es im letzten Augenblick.

Ihr Pelzmantel stand noch immer offen, die Tüten trug sie ebenfalls.

Der gelbe Seidenschal flatterte, die Ketten klirrten, und unter dem schwarzgelockten Pony aus Haarfransen schauten Glutaugen.

Ich erinnerte mich.

Obwohl ich das Gesicht nur für die Dauer weniger Sekunden gesehen hatte, war es mir in Erinnerung geblieben. Es war schwer, dieses Frauengesicht zu vergessen, das nicht mehr zu einem jungen Mädchen gehörte. Diese Person mußte Mitte Dreißig sein, und sie strahlte eine Erotik aus, die zu junge Mädchen nicht besaßen.

Sie stellte sich in meine Nähe. Ich beobachtete sie. Mit der freien Linken – die Rechte umklammerte eine Griffschlinge – wühlte sie ihr Haar auf. Die Tüten standen auf dem Boden. Sie wurden von den beiden Waden gehalten, an denen auch die modernen, weichen Stiefel endeten. Ich beobachtete das Profil der Frau. Sie besaß eine gerade gewachsenen Nase, nicht zu groß, nicht zu klein. Das etwas vorspringende Kinn verriet Energie und Durchsetzungsvermögen.

Hatte sie mich gesehen?

Wir zischten in den Tunnel, huschten über die Schienen hinweg.

Draußen flogen die Wände vorbei und lösten sich auf in schwarzgraue Schattenwesen.

Die Wagen zitterten, schaukelten manchmal. Kaum jemand sprach. Nur vorn im Wagen tobten einige Jugendliche und brüllten sich an. Die meisten Erwachsenen starrten zu Boden. Wer einen Sitzplatz bekommen hatte, las Zeitung.

Die Dunkelhaarige drehte den Kopf. Ihr Blick traf mich voll. Die

Glutaugen fixierten mich, sie brannten förmlich auf meinem Gesicht.

Nur machte mir die Frau nicht den Eindruck, als hätte sie mich erkannt. Ihre Augenbrauen zeigten einen raffinierten Schwung. Der Mund mit der etwas breiten Unterlippe ließ ebenfalls auf viel Sinnlichkeit schließen.

Dann schaute sie wieder zur Seite, nicht, ohne zuvor knapp gelächelt zu haben.

Ich mußte drei Stationen weit fahren, dann stieg ich aus. Mit mir die Frau.

Ich ließ sie vorgehen. Von hinten drängten zwei junge Mädchen, so daß ich abgelenkt wurde. Als ich wieder hinschaute, war die Dunkelhaarige verschwunden.

So schnell!

Ich schaute in Richtung Ausgang. Dort hätte sie eigentlich sein müssen, aber da war sie nicht.

Achselzuckend setzte ich meinen Weg fort und ging den Rest bis zum Hochhaus. Ziemlich ermattet erreichte ich meine Wohnung.

Einkaufen bedeutet auch Streß. Hut ab vor den Hausfrauen.

Ein Whisky würde mich durchwärmen. Während ich nippte, wählte ich Sukos Nummer. Mein Freund wohnte nebenan, hob auch schnell ab und lachte, als er meine Stimme hörte.

»Was hast du?«

»John, ich habe oft an dich gedacht.«

»Wie nett.«

»Und dich bedauert. In London muß die Hölle losgewesen sein.«

»Jetzt fängst du auch damit an.«

»Womit?«

»Mit der Hölle.«

Suko schaltete schnell. »War irgend etwas?«

»Komm mal rüber. Ich glaube, wir haben wieder einen Fall am Hals hängen.«

»Bis gleich.«

Ich öffnete die Wohnungstür. Suko war schon da und humpelte hinter mir her. Er trug noch immer seinen grauen Trainingsanzug mit den gelben Seitenstreifen.

»Willst du was trinken?«

»Nein, aber eine Antwort.« Er hatte sich in einen Sessel gesetzt und das linke, verletzte Bein ausgestreckt.

»Ich habe einen Gruß aus der Hölle bekommen. Ein Fünfzehnjähriger überbrachte ihn mir.«

»Du machst Witze?«

Ich schüttelte den Kopf und stellte mein Glas dabei zur Seite. »Leider nicht, mein Freund.«

»Was ist geschehen?«

»Wenn du mir fünf Minuten zuhörst, werde ich es dir erklären.«
»Bitte.«
Mein Freund hörte zu, ohne mich einmal zu unterbrechen. Auch er staunte, hob hin und wieder die Schultern oder schüttelte den Kopf. Mein Erlebnis war auch zu unwahrscheinlich.
»War das alles?« fragte er.
»Sicher.«
»Und du lebst?«
»Sonst säße ich nicht hier.«
»Was war mit diesem Robby Dobson?«
»Zumindest keine Halluzination. Er ist von zahlreichen Zeugen gesehen worden. Da kannst du nachfragen.«
»Das glaube ich dir gern. Nur frage ich mich, wie er so plötzlich verschwinden konnte?«
»Das möchte ich auch gern wissen.«
»Er hat sich aufgelöst.«
»Kann sein.«
»Und weiter?«
»Nichts mehr, Suko. Überhaupt nichts. Er löste sich auf wie ein Phantom. Zudem jagte dieser schwarze Leichenwagen von draußen her durch die Scheibe und in das Lokal. Ich hörte keinen Laut. Der Wagen zertrümmerte den Wintergarten. Es hätte schrecklich enden können, ja müssen, aber das war nicht der Fall. Es blieb alles normal. Nur ein kleines Mädchen hatte einen Schatten gesehen.«
»Wieso gerade es?«
»Darüber rätsele ich auch nach. Es kann sein, daß Kinder eine andere Beziehung zu gewissen Welten haben.«
»Könnte stimmen.«
»Du kannst dir vorstellen, daß ich darüber nachdenke, was auf uns zukommen könnte.«
»Dieser Junge hat dich gesucht und gefunden. Hat er wirklich nur über den Leichenwagen gesprochen und kein Motiv genannt?«
»Ja.«
Suko nickte. »Dann ist er meiner Ansicht nach ein Geist gewesen, der es schafft, sich zu materialisieren und wieder als Mensch durch die Gegend läuft.«
»Ich frage mich, was dieser verfluchte Leichenwagen eigentlich will. Er fuhr ja nicht allein. Ich habe einen Fahrer und einen Beifahrer erkennen können.«
»Kanntest du die?«
»Nein, es ging alles zu schnell. Das war auch nur ein Augenblick lang, dann war es vorbei. Er kam wie ein Spuk, verschwand wie ein Spuk. Aber es hat ihn gegeben.«
»Stellt sich die Frage, weshalb du und der Junge ihn gesehen habt

und nicht die anderen Gäste!«
»Das ist natürlich ein Problem, ein Rätsel.« Ich hob die Schultern.
»Eine Antwort weiß ich nicht. Sie muß meiner Ansicht nach mit der Existenz des Robby Dobson zusammenhängen. Für mich gibt es keine andere Alternative.«
»Ein Leichenwagen zur Hölle«, sinnierte Suko. »Der wird uns bestimmt noch beschäftigen.«
»Das glaube ich auch.«
»Eine Fahndung einzuleiten, hätte wohl keinen Sinn.«
»Wie willst du einen unsichtbaren finden?«
»Er war doch sichtbar.«
»Beides, Suko. Der Leichenwagen fuhr durch die anderen Fahrzeuge hindurch. Er hätte sie rammen müssen, zerstören, zur Seite schleudern. Es geschah nichts.«
»Und war nur für euch sichtbar.«
»Eben.«
Mein Freund streckte auch das andere Bein aus und drückte die Hacke in den weichen Teppich. »Es hängt entweder mit dir oder dem Jungen zusammen, daß ihr beide in der Lage gewesen seid, den Wagen überhaupt erkennen zu können.«
»Toll, so weit war ich mit meinen Überlegungen auch schon. Aber weshalb mit mir?«
»Liegt es an deinem Kreuz?«
»Das glaube ich nicht. Ich rechne eher damit, daß ich in Robby Dobsons Aura hineingeraten bin.«
»Dann muß sie verflucht stark gewesen sein.«
»Das meine ich auch.«
Wir konnten noch lange darüber reden, zu einem Ergebnis kamen wir nicht. Uns fehlten die einzelnen Punkte, wo wir hätten ansetzen können. Ich wollte mir gerade eine Zigarette anzünden, als das Telefon anschlug. Suko grinste: »Vielleicht ist das dein junger Freund.«
»Das wäre nicht schlecht«, erwiderte ich beim Aufstehen.
Es war nicht Robby Dobson, sondern der Hausmeister, der mich sprechen wollte.
Suko stand, während ich zuhörte, ebenfalls auf und ging im Zimmer umher. Er war mit dem Heilungsprozeß seines Beines zufrieden. Das Laufen klappte immer besser, auch wenn er keine großen Sprünge machen konnte, aber die Schmerzen hatten nachgelassen.
Als ich den Hörer hart auf den Apparat zurücklegte, drehte er sich um. »Was ist denn los?«
Er starrte gegen mein kantig gewordenes Gesicht. »Es war nicht Robby Dobson, der Hausmeister.«
»Und?«
»Er hat etwas gemeldet, das ihm nicht geheuer vorgekommen ist. In

der Tiefgarage steht ein schwarzer Leichenwagen…«

***

In den folgenden Sekunden hätte ich gern Flügel gehabt, um schneller nach unten zu gelangen. Da dies nicht möglich war, mußten wir uns auf den Lift verlassen und ihn zuerst hochholen, bevor wir von der zehnten Etage aus in die Tiefe bis hin zur Garage fahren konnten.

Suko hatte darauf bestanden, mitzufahren, trotz seiner hinderlichen Wunde.

Endlich war es soweit. Bewaffnet war ich, Suko leider nicht. Allerdings konnte ich mir kaum vorstellen, daß es uns gelang, diesen Wagen mit Silberkugeln zu stoppen.

Endlich unten!

Die Türen teilten sich. Wir betraten die Welt unter dem Hochhaus.

Im Lauf der Jahre hatte diese Tiefgarage schon so etwas wie Geschichte bekommen. Gruselgeschichten. Mal unheimlich, mal angefüllt mit dem kalten Horror. Hier hatte mich Jane Collins, als sie noch der lächelnde Henker gewesen war, mit einer Axt hinrichten wollen. Hier unten hatte ich mich gegen Zombies verteidigt und andere Horrorwesen und war bisher stets Sieger geblieben.

Dabei unterschied sich die Tiefgarage in nichts von anderen ihrer Art.

Eine für meinen Geschmack viel zu niedrige Decke, die von Säulen gestützt wurde. Die blassen Striche der aufgezeichneten Parktaschen waren auf dem mit Schmutz angereicherten Boden kaum zu erkennen. Über dem Beton lag ein ständiger Gestank, der sich aus Auspuffgasen, dem Geruch von Gummi und anderen Dingen zusammensetzte.

An einigen Stellen lagen Ölflecken. Sie schillerten in allen Farben.

Wie gesagt, die Tiefgarage hatte schon vieles gesehen, einen schwarzen Leichenwagen noch nicht.

Wir fanden ihn nicht weit von unseren Parkplätzen entfernt. Auf einem stand mein Dienstrover, auf dem anderen Sukos neuer BMW.

Sein Lack glänzte wie eine düstere Spiegelfläche.

Eine Waffe hatte ich nicht gezogen. Durch Zeichen gab ich Suko bekannt, daß wir uns trennen sollten.

Er nickte, und so näherten wir uns dem schwarzen, unheimlichen Fahrzeug von zwei verschiedenen Seiten. Zu sehen war um uns herum niemand.

So lautlos wie möglich setzten wir unsere Schritte. Wer hatte den Wagen gefahren? War er überhaupt gesteuert worden, oder besaß er die außergewöhnliche Fähigkeit, seinen Weg von allein zu finden?

Wir erreichten ihn gleichzeitig. Suko von rechts, an der Fahrerseite, ich von links.

Beide blieben wir stehen. Es war ein Mercedes-Kombi mit einer

großen Ladefläche, die auch einen Sarg aufnehmen konnte. Es gab an diesem Fahrzeug nichts Helles. Die Sitze glänzten wie dunkler Lack, der Himmel ebenfalls, auch das Lenkrad. Sämtliche Instrumente kamen mir vor, als hätte man sie frisch gestrichen.

Suko hatte sich geduckt und versuchte durch die stark getönten Scheiben zu schauen. Ich blickte über das Dach des Wagens hinweg.

Mein Freund richtete sich wieder auf. »Leer, John.«

Ich probierte den Türgriff aus. Da ließ sich ebenfalls nichts machen. Das Fahrzeug war verschlossen.

»Ist es der gleiche, den du gesehen hast?«

»Natürlich.«

»Diesmal ist kein Fahrer da.«

»Er kann ausgestiegen sein und sich versteckt halten«, erwiderte ich.

»Dann sollten wir uns ein wenig umschauen.«

Dafür war ich auch. Es mußte einfach einen Grund dafür geben, daß der Leichenwagen hier in der Garage stand. Zum Spaß war er nicht abgestellt worden. Für mich auch ein Beweis, daß ich auf der Liste dieser mir unbekannten Fahrer stand.

Ein Geräusch ließ uns aufmerksam werden. An der Einfahrt hob sich das Sperrgitter. Einer der Mieter hatte einen Schlüssel in die Säule draußen gesteckt und das Gitter hochfahren lassen.

Ein Fahrzeug rollte in die Garage. Seine Scheinwerfer bewegten sich suchend im Kreis, bis die leere Parktasche entdeckt worden war. Der Motor verstummte, ein Mann stieg aus, hämmerte die Tür zu und ging auf den Lift zu.

Suko und ich hatten uns hinter zwei Säulen gestellt. Wir wollten nicht unbedingt gesehen werden.

Der Mann fuhr hoch.

»Sollen wir versuchen, ihn aufzubrechen, John?«

»Das wäre eine Möglichkeit. Nur sind wir Polizisten, und es gibt keinen triftigen Grund.«

»Stimmt auch wieder.« Suko entfernte sich von mir. Er wies in die Tiefe der Garage. »Ich jedenfalls möchte mich mal ein wenig umschauen. Wieso hat der Hausmeister ihn entdeckt?«

»Er wollte etwas nachschauen, da fiel ihm das Fahrzeug auf.« Ich grinste. »Nun ja, er kennt uns und brachte das Fahrzeug mit uns in einen unmittelbaren Zusammenhang. Das ist alles.«

Suko verschwand. Die schmutzig wirkende Dämmerung schien ihn aufgesaugt zu haben.

Zwar brannten hier unten einige Lampen, sie waren so verteilt, daß sie nur mehr Flecke in der Finsternis bildeten.

Ich hörte Schritte.

Sukos konnten es nicht sein, er war schon zu weit entfernt. Auf meiner Stirn lagen Schweißperlen. Unter ihnen bildete sich eine

Gänsehaut. Ich wußte, daß etwas passieren würde, es lag was in der Luft.

Ich drehte mich um.

Da sah ich die Gestalt.

Es war ein Mann. Bisher hatte er auf dem Dach eines Autos gehockt. Nun richtete er sich auf, stieß sich ab. In seiner schwarzen Kleidung kam er mir vor wie eine gewaltige Fledermaus. Sie flatterte etwas. Das bekam ich nur am Rande mit.

Wichtig waren seine Arme oder Hände, die anders aussahen als die eines normalen Menschen.

Anstelle der Hände wuchsen aus seinen Unterarmen gewaltige Scheren aus Metall. Beide hielt er aufgeklappt und die Arme unterschiedlich versetzt. Wenn er mich mit den Scheren packte, sah ich alt aus…

***

Suko war in die Dämmerung der Garage hineingetaucht. Obwohl er hier jeden Flecken kannte, hatte er den Eindruck, sich in einer fremden Umgebung zu befinden. Die Garage war eine andere geworden.

Selbst die völlig normal abgestellten Fahrzeuge kamen ihm wie Ungeheuer in Ruhestellung vor.

Der Platz zwischen den Fahrzeugen reichte soeben aus, um einen Menschen hindurchgehen zu lassen. Seine Schritte schleiften über den Boden. Suko erreichte einen der breiteren Gänge, die zur Ein-und Ausfahrt hinführten.

Auch hier tat sich nichts.

Suko konzentrierte sich. Er schielte einmal nach rechts, dann wieder nach links.

Hatte sich an einer Säule etwas bewegt? Es konnte der Hauch eines Schattens oder einer Gestalt gewesen sein.

Suko wollte es genau wissen. Die Säulen bestanden aus kantigen Vierecken. Durch ihre Breite boten sie auch an vier verschiedenen Seiten Verstecke.

Suko erreichte das Ziel, sah die glatte Wand, mehr nichts, aber der Tod lauerte hinter ihm.

Er merkte die Kälte, den Hauch, wollte sich umdrehen, als er an seinem Hals den scharfen Druck von den Backen einer weit geöffneten Stahlschere spürte!

Suko war Realist genug, um zu wissen, daß ihn eine falsche Bewegung den Kopf kosten konnte…

***

Er sprang und ich ebenfalls!

Der Glatzkopf in seiner schwarzen Kleidung und den Scherenhänden

sah furchterregend aus. Er hätte mich auch erwischt, aber ich kam gut weg, flog an der Säule vorbei, landete seitlich in einem der breiteren Gänge und rollte mich dort herum, bevor ich mit einem Sprung wieder auf die Beine kam.

Gleichzeitig hörte ich ein häßlich klingendes Geräusch. Es war entstanden, als die Backen der Killerscheren über den Beton der Säule ratschten und dort Kerben hinterließen.

Der Killer war gegen die Säule gekracht, was ihm nichts weiter ausmachte, er wollte ja mich.

Und er kam.

Ich zog meine Beretta.

Der Kerl griff trotzdem an.

Dann schoß ich.

Das Mündungslicht war kaum zu sehen, die Kugel erst recht nicht, dennoch war dieser Unheimliche schneller als mein geweihtes Silbergeschoß. Wo er vorhin noch gestanden hatte, war er nicht mehr.

Er hatte sich aufgelöst wie der schwarze Leichenwagen, als er durch die Wintergartenscheibe des Lokals gerast war.

Für einen winzigen Moment schwebte genau an der Stelle noch ein Schatten, dann war auch dieser nicht mehr zu sehen.

Meine Hand sank nach unten. Die Beretta brauchte ich nicht mehr.

Aus dem Dunkel der Garage hörte ich Sukos krächzende Stimme.

»Bist du okay, John?«

»Sicher. Du auch?«

Er lachte. Ich hörte ihn näherkommen. Dann erschien er in einer Lücke zwischen zwei Wagen. »Wenn ich dir das erzähle, glaubst du mir kein Wort.«

»Irrtum. Ich glaube dir alles.«

Suko berichtete von dem Überfall und davon, daß, als mein Schuß gefallen war, der Scherendruck an seinem Hals verschwunden war.

»Du hast sie mit dem Schuß vertrieben, John.«

»Mehr auch nicht.«

»Was heißt das? Hast du ihn nicht erwischt?«

»Ja und nein.« Ich ging dorthin, wo der Leichenwagen stand oder stehen mußte. Er war nicht mehr da. Hatte sich ebenfalls so aufgelöst wie die beiden Killer.

»Nein«, sagte Suko. Er fühlte an seinem Hals nach und spürte das Blut. »Wenn das nicht wäre, hätte ich glatt an einen Traum geglaubt.«

»So ähnlich ist es mir im Lokal ergangen.«

Suko betastete noch immer seinen Hals. Ich sah ihn schlucken. Er räusperte sich auch die Kehle frei. »In was sind wir da nur hineingeraten?« murmelte er. »Sie kommen, sie verschwinden, sie kommen – das alles ohne ein Motiv.«

»Glaubst du das?«

»Nein, wenn ich ehrlich sein soll. Bisher hat es immer ein Motiv gegeben.«

Der Platz, auf dem der Leichenwagen geparkt hatte, kam mir plötzlich so leer und verlassen vor. Obwohl er ein Fremdkörper gewesen war, hatte er irgendwie dazugehört. Mit ihm würden wir sicherlich noch viel »Spaß« bekommen.

In der Wand neben der Fahrstuhltür fand ich die Silberkugel. Als deformierter Klumpen steckte sie dort. Ich puhlte sie wieder hervor und steckte sie ein.

Es wurde Zeit, daß mir Father Ignatius wieder neue Kugeln schickte. Allmählich ging uns die Munition aus.

Suko schlug mir auf die Schulter. »Mir gefällt es hier nicht. Laß uns hochfahren.«

Er ging mit in meine Wohnung. Ich hatte ihn vorgehen lassen und hörte aus dem Wohnraum seine überrascht klingende Stimme.

»John, seit wann trägst du Seidenschals?«

»Wieso?«

»Da, schau.« Er deutete auf den kleinen Tisch. Neben dem benutzten Whiskyglas lag ein gelber Seidenschal…

***

Eigentlich kein Grund zur Aufregung oder zur Panik, wenn da nicht etwas gewesen wäre, das sich tief in meiner Erinnerung befand und sich allmählich nur hervorkristallisierte.

Suko wunderte sich darüber, mit welch großen Augen ich den Schal anstarrte. »Ist etwas damit, John?«

»Allerdings.«

»Du machst mich neugierig.«

»Den Schal habe ich schon einmal gesehen.«

Mein Freund hob die Schultern. »Gelbe Schals gibt es genug. Ich weiß nicht, ich an deiner Stelle…«

»Nein, nein.« Ich winkte rasch ab. »Du siehst das falsch.« Ich nahm den Schal an mich und ließ ihn durch meine gespreizten Finger gleiten. »Dieser Schal ist ein Beweis.«

»Für was?«

»Dafür, daß meine Begegnungen mit gewissen Leuten an diesem Tage nicht zufällig abgelaufen sind.«

»Gehört auch der Junge dazu?«

»Genau. Sowie eine dunkelhaarige, attraktive Frau, der ich zweimal begegnet bin.«

»Davon hast du mir nichts erzählt.«

»Ich hielt es nicht für wichtig.« Noch immer glitt der Seidenschal durch die Lücken. »Und diese attraktive Frau trug nun mal einen gelben Seidenschal.«

Suko zog kein skeptisches Gesicht, er starrte nur den Schal an. Mit zwei Fingern fuhr er über sein Nackenhaar, atmete durch die Nase, schnaufte wieder und meinte: »Dann müssen wir in der Zwischenzeit Besuch bekommen haben. Und zwar von einer Lady, die den Schal bewußt hier vergessen hat.«

»So sehe ich es auch.« Ich berichtete dem Inspektor detailgenau von unseren Begegnungen und auch davon, daß die Unbekannte so plötzlich verschwunden war.

»Dann muß sie unter dem gleichen Schicksal leiden wie der Junge«, stellte Suko fest.

»Richtig. Ich frage mich nur, aus welch einem Grund sie uns den Schal überlassen hat.«

»Als Hinweis.«

Ich warf den Schal auf einen Sessel. »Hinweis ist gut. Sollen wir alle Geschäfte absuchen, um herauszufinden, wo der Schal möglicherweise gekauft worden ist?«

»Das wohl kaum.«

»Mach du einen besseren Vorschlag.«

»Ich habe keinen. Allerdings könnte ich mir vorstellen, daß der Schal ein erster Hinweis ist, dem weitere folgen werden. So sehe ich die Sache, John.«

»Kann sein.«

»Was willst du tun?«

Ich ließ mich in einen Sessel fallen. »Gar nichts – zunächst. Wir warten ab, bis uns unser großer Helfer, der Kommissar Zufall weiterführt.«

»Wie schön.« Suko lachte auf. »Das habe ich von dir noch nie gehört. Ich würde mich mit den Kollegen von der Fahndung zusammentun, denn wir haben einen Namen. Robby Dobson.«

»Glaubst du, daß gegen ihn etwas vorliegt?«

»Weiß ich nicht.«

Ich war noch immer skeptisch, als ich zum Telefon griff und unsere Fahndungs-Abteilung anrief. Derartige Anrufe gehörten zur Routine. Sie hatten uns in der Vergangenheit schon einiges gebracht.

Zwar waren die Kollegen nie begeistert, wenn sie meine Stimme hörten, aber sie taten stets ihr Bestes.

»Kommt noch etwas nach?« wurde ich gefragt.

»Nein. Nur dieser Name. Der Junge ist fünfzehn.«

»Da werden wir wohl kaum etwas finden, fürchte ich.«

»Versucht es trotzdem.«

Viel Hoffnung hatte ich nicht. Was sollte ein Junge in dem Alter schon auf dem Kerbholz haben?

»Leichenwagen zur Hölle«, murmelte ich. »Verdammt noch mal, das ist ein Hammer. Er fährt durch die Gegend, um gewisse Leute

abzuholen, damit er sie zur Hölle bringen kann. So sehe ich das.«

»Kein Einspruch. Euer Ehren.«

Da Sukos Wunden noch immer leicht bluteten, schlug ich ihm vor, sich Pflaster darüber zu kleben. Er stand auf und schlich ins Badezimmer.

Inzwischen rief der Kollege an. Er lachte, als ich mich gemeldet hatte.

»Was ist denn?«

»Irren ist menschlich, Mr. Sinclair.«

»Sie haben sich geirrt?«

»Ja, der Junge… sein Name ist bei uns registriert. Robby Dobson hat einiges auf dem Kerbholz. Er ist ein wahrer Feuerteufel. Er hat vor ungefähr einem halben Jahr im Londoner Hafen einige Schuppen und Lagerhäuser in Brand gesetzt. Dabei sind drei Menschen umgekommen. Bei der letzten Tat ist er selbst verbrannt.«

Ich schloß sekundenlang die Augen, was meinen Gesprächspartner wunderte, weil er vor mir nichts hörte.

»Sind Sie noch dran, Mr. Sinclair?«

»Klar.«

»Also, wir haben es hier mit einem Toten zu tun. Der Junge ist verbrannt.«

»Da seid ihr euch sicher?«

»Ja, steht alles im Protokoll.« Ich legte auf. Suko stand inzwischen neben mir.

»Wieder eine Überraschung?«

»Das kannst du sagen. Dieser Robby Dobson ist eigentlich tot. Zudem war er ein Pyromane, ein Feuerteufel, der seinen Spaß daran gehabt hatte, zu sehen, wenn es brennt.«

Sukos Mund bewegte sich zuckend. »Und du hast ihn für einen harmlosen Jugendlichen gehalten!«

»Irren ist menschlich.«

»Und jetzt?«

Ich strich über meine Stirn. »Was soll ich dazu sagen? Wir müssen davon ausgehen, daß auch die dunkelhaarige Frau, sollte sie tatsächlich mit Robby in irgendeiner Verbindung stehen, ebenfalls nicht so harmlos ist, wie ihr Souvenir, der Schal, es zeigt.«

»Den Namen weißt du nicht?«

»Nein.«

»Fragt sich nur, was die von uns gewollt haben. Wenn ich dich recht verstanden habe, kam dir der Junge so vor, als hätte er dich um Hilfe gebeten oder Hilfe bitten wollen.«

»Das war auch mein Eindruck.«

Suko streckte im Sitzen sein verletztes Bein aus. »Willst du tatsächlich einem Mörder helfen?«

»Mörder, Mörder«, murmelte ich. »Ist der Junge tatsächlich ein Killer? Oder ist er nur krank?«

»Welcher Mörder ist das nicht?«

»Gut, aber lassen wir die Philosophie. Ich möchte mehr über Robby Dobson herausfinden. Bestimmt werden seine Eltern noch leben. Die mache ich ausfindig.«

»Gute Idee.«

Im Telefonbuch nachzuschauen und alle Dobsons durchzutelefonieren, hatte keinen Sinn. Also rief ich noch einmal den Kollegen an und bat um Dobsons Adresse.

»Die Mutter lebt in Paddington.«

»Und der Vater?«

»Von dem ist in den Akten nichts erwähnt worden. Vielleicht gibt es ihn gar nicht.«

»Dann besuche ich die Mutter.«

Der Kollege gab mir die Anschrift durch. Ich kannte die Gegend.

Sie lag zwischen dem berühmten Bahnhof und dem Paddington Basin, einem Wasserreservoir. Zudem nicht weit vom St. Mary's Hospital entfernt.

»Willst du heute noch los?«

»Ich bin heiß.«

»Aber nicht wie Feuer!« Suko grinste.

»So ähnlich.«

Die Telefonnummer hatte ich schnell gefunden und bekam auch eine Verbindung. Die sehr leise Frauenstimme sagte nicht ihren Namen, als sie sich meldete.

»Mrs. Dobson?« fragte ich.

»Nein, das bin ich nicht.«

»Kann ich sie denn sprechen?«

Ein Lachen klang mir entgegen. »Nicht hier. Da müssen Sie schon in eine Heilanstalt fahren.«

»Sie meinen eine Psychiatrische Klinik, Madam?«

»Ja, auch das.«

»Arbeitet sie dort?«

Wieder lachte die andere Person. Diesmal schrill. »Nein, die sitzt ein. Schon seit vier Wochen. Durchgedreht!«

»Und wer sind Sie?«

»Die Nachmieterin.«

»Okay, wenn Sie mir noch den Namen der Klinik sagen würden, das wäre überaus freundlich von Ihnen.«

»Meinetwegen auch das.«

Ich bekam ihn, bedankte mich und legte auf. »Wir können«, sagte ich zu Suko.

Er grinste mich schief an. »Kann ich mich denn noch umziehen?«

»Meinetwegen auch das noch, du Diva…«

***

Wir waren angemeldet, und nur deshalb hatte sich das Tor so schnell gehoben. Anschließend wurden wir noch einmal kontrolliert und mußten einen Schlagbaum passieren, bevor wir den BMW auf dem Parkplatz abstellen konnten.

Das Gelände der Klinik war eingezäunt worden. Die einzelnen Trakte selbst lagen hinter hohen Bäumen verborgen, als hätte man Angst, den anderen Menschen so etwas zu zeigen.

Ein von Laternen bestrahlter Weg führte bis an den Eingang, wo uns hinter der großen Doppeltür aus Glas eine Halle aufnahm, in der ich mich sofort unwohl fühlte, weil mir die Luft dort einfach zu stickig war. Die stand wie eine Wand und trocknete die Kehle aus, wenn man sie einatmete.

Ein Dr. Randsome war unser Gesprächspartner. Er mußte erst geholt werden. Der Arzt sah übermüdet aus und machte einen ziemlich bedrückten Eindruck. Er strich durch sein schütteres Haar und erkundigte sich nach den genauen Gründen für unseren Besuch.

»Wir wollen nur mit Mrs. Dobson reden.«

»Das weiß ich.« Er nickte. »Können Sie mir das Thema sagen. Ich frage nicht aus Neugierde, mehr aus Sicherheit. Mrs. Dobson gehört nicht zu unseren leichten Fällen. Sie hat leider Gottes schweren seelischen Schaden erlitten.«

»Es geht um ihren Sohn«, sagte Suko. »Sie sind über seine Taten informiert?«

»Ja, er war Pyromane, kam aber um, was seine Mutter leider nicht verkraftet hat.«

»Wie äußerte sich das bei ihr?«

Dr. Randsome schaute mich an.

»Das ist ganz einfach. Sie bekam Wahnvorstellungen, drehte durch, weil sie der Meinung war, daß ihr Sohn sie besuchen würde. Als Toter, wohlgemerkt. Dies geschah noch in ihrer Wohnung. Als die Wahnvorstellungen zunahmen, blieb eben nur unsere Klinik.«

»Ich verstehe.«

»Wenn Sie das Thema jetzt wieder aufgreifen, kann es einen Rückschlag geben.«

»Befindet sich Mrs. Dobson schon auf dem Weg der Besserung?«

»Sie macht Fortschritte.« Der Arzt wandte sich ab. »Kommen Sie bitte mit! Sie wartet bereits.«

»Wo?«

»Im normalen Besucherraum. Allerdings steht sie unter Kontrolle. Wir haben einen Pfleger bei ihr gelassen.«

Pfleger war ein sehr positiver Ausdruck für diesen

kleiderschrankbreiten Kerl, der neben der Tür mit verschränkten Armen wartete.

Der kurze Haarschnitt ließ ihn noch kantiger erscheinen.

Ich konzentrierte mich auf die Frau. Sie trug normale Kleidung, Rock und Pullover. Früher mochte sie sicherlich eine hübsche Person gewesen sein, das Leben in der Klinik jedoch hatte sie gezeichnet, ihr Haar grau verfärbt. Lang und strähnig war es. Die Augen wirkten leer und ohne Leben.

Mich störte der Glotzer mit dem Igelschnitt. »Können Sie diese Bulldogge nicht entfernen, Doc?« fragte ich freundlich.

»Ja, ist gut. Geh bitte, Mac, und warte draußen.«

Der Pfleger verschwand. Mich bedachte er dabei mit sehr bösen Blicken. Stühle waren genug vorhanden. Suko und ich setzten uns der Frau gegenüber, der Arzt hielt sich im Hintergrund. Wir hörten ihn sogar gähnen.

Sehr bedächtig hob sie den Kopf, um uns anschauen zu können.

Nichts veränderte sich in ihrem Blick. Die Augen blieben nach wie vor ohne jeglichen Glanz.

Ich sagte unsere Namen.

Mrs. Dobson hob die Schultern. Ihre Hände hatte sie auf das harte Holz der Stuhllehnen gelegt und umklammerte mit den Fingern die Kanten.

»Wir sind wegen Ihres Sohnes gekommen.«

Dieser eine, von mir gesprochene Satz alarmierte die Frau. Plötzlich durchlief ein Zittern ihre Gestalt. Jetzt schaute sie uns direkt an.

Lag Leben in ihren Augen? Nein, eher eine gewisse Irritation. »Was wollen Sie von ihm?«

»Er ist tot, nicht?« fragte Suko.

Die Antwort ließ auf sich warten. Dann aber sprudelte es aus ihr hervor, als hätten wir in ihrem Innern eine Quelle erschlossen. »Alle sagen, er sei tot. Ich behaupte das Gegenteil. Robby ist nicht tot, er lebt, ich weiß es genau.«

»Woher?«

»Weil ich ihn gesehen habe. Er ist zu mir gekommen…«

»Aber Sie haben ihn doch begraben.«

»Das stimmt. Ich habe an seinem Grab gestanden und geweint. Er ist verbrannt. Ich wollte seine Leiche nicht sehen, doch ich sage Ihnen, daß er lebt. Ich weiß es genau, er ist nicht tot. Hin und wieder kommt er und besucht mich…«

»Wie sieht er dann aus?«

Mrs. Dobson holte tief Luft und drückte ihren Kopf zurück. »Wunderschön sieht er aus«, flüsterte sie. »Er ist einfach wunderbar, ein kleiner Engel.«

»Das wollten wir eigentlich nicht wissen, Mrs. Dobson. Uns

interessiert, wie er gekleidet ist.«

»So wie damals.« Stolz klang in ihrer Stimme. »Als er zum letztenmal ging. Ich hatte ihm schicke Sachen gekauft. Eine schwarze Jacke, eine moderne grüne Hose. Er ist darin ein richtiger kleiner Mann gewesen, als er mich verließ…«

Ich hatte einen kalten Schauer bekommen. So wie Mrs. Dobson ihren Sohn beschrieben hatte, war er mir begegnet.

»Und weiter?«

»Er kommt manchmal zu mir. In der Nacht, auch schon am Tage. Er kann keine Ruhe finden, der Arme.« Sie begann zu weinen und wischte mit gekrümmten Fingern durch ihre Augen.

»Sprechen Sie mit ihm?«

»Ja.«

»Was fragen Sie ihn dann?«

»Wenig. Er redet. Und er berichtet davon, daß er keine Ruhe finden kann. Er wird hin- und hergezerrt. Es ist furchtbar. Ein Teil des Jenseits will ihn nicht haben. So lebt er in einer Zwischenwelt und hat Furcht vor den Dämonen mit den Zangen…«

»Auch vor einem Auto?«

»Ja, einem großen schwarzen Wagen, in den man oft Särge hineinstellt.«

»Was wollen die Männer mit den Zangen von ihm?«

»Das hat er mir nie gesagt. Er sprach davon, daß für manche Seelen das Jenseits verschlossen ist. Mich hat er um Hilfe gebeten, aber ich kann nichts für ihn tun. Man hat mich eingesperrt, wie Sie selbst sehen. Mister.«

»Ja, leider.«

Mrs. Dobson beugte sich plötzlich vor und faßte nach meinen Händen. »Bitte, Sir, tun Sie etwas für ihn. Tun Sie was für meinen Sohn. Sie haben doch nicht ohne Grund nach ihm gefragt. Kennen Sie ihn? Haben Sie ihn auch gesehen?«

»Er ist mir begegnet.«

»Was?« schrie sie und wollte aufspringen. Ich drückte sie zurück.

Als der Arzt näher kam, schickte ihn Suko wieder weg. »Was ist denn? Wie geht es ihm?«

»Er hat Schwierigkeiten. Man jagt ihn tatsächlich. Dieser große Leichenwagen existiert. Auch wir haben ihn gesehen. Aber wir möchten von Ihnen gern wissen, wo er sich aufhält. Oder wandert er nur durch Raum und Zeit?«

»Das wohl nicht.«

»Dann gibt es einen Ort?«

»Tod und Leben sind ein langer Fluß«, sagte sie leise. »Alles fließt, alles ist in Bewegung. Er sprach von einem Fluß, von der Quelle, von einem Haus.«

»Wie hieß der Fluß?«
»Er nannte ihn den Fluß der Seelen.«
»Und das Haus?«
»Es ist eine alte Herberge, wo sie warten.«
»Mehrere?«
»Er ist nicht allein. Dahin haben sie sich verkrochen. Sie warten auf den nochmaligen Tod oder die Erlösung. Sie nennen den Ort *Hell's Station*. Sie verstehen?«
»Und wie. Dort können wir ihn finden?«
»Ich glaube. Wenn ich hier herauskäme, wäre ich selbst hingefahren. So aber muß ich bleiben.«
Ich drückte ihr die Hände. »Sie haben uns sehr geholfen, Mrs. Dobson, danke.«
Die Frau lächelte. Ihr Gesicht entspannte sich. »Wenn er mich wieder besucht, soll ich von Ihnen berichten?«
»Das können Sie.«
»Was soll ich sagen?«
»Daß er mich nicht umsonst getroffen hat und wir auf dem Weg sind, um ihn zu befreien.«
»Oh, das wird ihn freuen.«
»Ich hoffe es.«
Wir verabschiedeten uns von Mrs. Dobson und wurden von Dr. Randsome auf den Flur begleitet. Dort schüttelte er den Kopf. »Na, was habe ich Ihnen gesagt? Diese Frau ist krank, aber mein Kompliment. Sie sind phantastisch auf sie eingegangen.«
»Da irren Sie sich, Doc. Diese Frau ist ebenso krank oder gesund wie wir hier.«
»Wie meinen Sie das denn?«
»Sie haben doch zuhören können, Doktor. Was Mrs. Dobson gesagt hat, entspricht den Tatsachen.«
Er schnappte nach Luft, bevor er fragte: »Auch das mit dem Toten, der sie besuchen kommt?«
»Richtig.«
Der Mann lief rot an. »Allmählich habe ich das Gefühl, als müßte ich Sie auch hier in der Klinik behalten, meine Herren. Sorry, aber das sehe ich so.«
Suko winkte ab. »Das können wir Ihnen nicht verdenken, Sir. Nur eines möchte ich Ihnen sagen, dazu noch als Laie. Sorgen Sie dafür, daß Mrs. Dobson so schnell wie möglich entlassen wird. In diesen Räumen kann man auch als nicht kranker Mensch verrückt werden.«
»Ich bestimme, wann…«
»Schon gut«, sagte ich, »wir reden noch darüber.«
Auch Mac, der Pfleger, hatte uns zugehört. Noch immer regte sich kein Muskel in seinem Gesicht. Es zeigte nach wie vor einen stoischen

Ausdruck.

»Lassen Sie ihn von der Frau weg!« bat ich den Arzt. »Typen wie er richten viel Unheil an. Wie mein Kollege schon sagte, wir werden uns um Mrs. Dobson kümmern. Gute Nacht, Dr. Randsome.«

Er starrte uns nach. Einen Abschiedsgruß schickte er uns nicht mehr nach. Obwohl es in der Halle warm war, hob ich wie fröstelnd die Schultern. Diese Krankenhaus-Atmosphäre machte mich negativ an und gleichzeitig aggressiv.

Erst im BMW ging es mir besser. Soweit es möglich war, suchte Suko mit Argusaugen den Parkplatz ab.

»Was hast du?«

Er lachte leise. »Mich interessieren neuerdings schwarze Leichenwagen, weißt du?«

»Kann ich verstehen.« Ich ließ mich auf den hart gefederten Beifahrersitz fallen. »Hell's Station«, sagte ich leise, »Höllen-Station oder Bahnhof. Eine wirklich treffende Bezeichnung für die Person, um die es sich handelt.«

»Seit wann siehst du einen Leichenwagen als menschlich an?«

»Nicht menschlich, Suko, teuflisch. Und manchmal frage ich mich, wo da der Unterschied ist!«

Suko startete mit sattem Sound. Ich dachte über den neuen Begriff nach. Hell's Station, eine alte Herberge also. Stellte sich nur die Frage, wo wir sie würden finden können.

England ist groß, dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, daß unser Ziel gar nicht mal weit von London entfernt lag.

Bei der Suche helfen mußte uns die Fahndungsabteilung. Und die Burschen würden wieder einmal ihre reine Freude erleben. Andererseits war dieser Name so prägnant, daß ich mir möglicherweise auch bei einer anderen Person Auskunft holen konnte.

Bei Lady Sarah Goldwyn, der Horror-Oma!

***

Noch an diesem Abend fuhren wir hin. Wir wußten, daß Sarah Goldwyn spät zu Bett ging.

Jane Collins, die bei ihr wohnte und ihr normales Aussehen wieder zurückerhalten hatte, war nicht da. Sie hatte sich mit einer alten Bekannten getroffen. Die beiden wollten mal wieder so richtig schlemmen gehen. Ich gönnte es ihnen.

Die Horror-Oma fanden wir auf den gepackten Koffern. »Du willst verreisen?« fragten Suko und ich wie aus einem Mund.

»Ja.«

»Und wohin?«

»Nach Paris!«

»Äh!« Da konnten wir nur staunen. »Bleibst du denn für länger?«

fragte Suko. »Ich meine, über die Feiertage?«
»Nein, dann bin ich wieder da.« Sie deutete auf die beiden Koffer. »Nur für eine Woche.«
»Und dazu brauchst du derart viele Klamotten? Oder fährt Jane Collins auch mit?«
»Sie will das Haus hüten.«
Suko grinste. »Was hast du denn in Paris vor? Du fährst doch nicht der Liebe wegen hin?«
»Nein, das nicht. Ich habe andere Interessen. Kulturelle, zum Beispiel.« Sie sagte es und ließ ihre vier Ketten klimpern, die um ihren Hals hingen.
Bei ihr waren wir immer mißtrauisch. »Mit einem neuen Gruselfall hat die Reise nichts zu tun – oder?«
Sie hob die Schultern. »Wer weiß, was mir dort noch alles über den Weg läuft.«
Mit Mißtrauen in der Stimme fragte ich: »Du hast doch etwas vor, Sarah?«
»Wie kommst du darauf?« Kinderaugen konnten nicht unschuldiger blicken, als die der Horror-Oma. Sehr schnell wechselte sie das Thema. »Ich habe noch Tee heiß. Wie wäre es mit einem Schluck zum Aufwärmen?«
»Gern.«
Im Wohnraum ließen wir uns auf den Stammplätzen nieder. Lady Sarah trug ein himbeerrotes Kleid mit weißen Knöpfen. Obwohl sie vor Neugierde fast platzte, hatte sie noch keine Frage nach dem eigentlichen Grund unseres Besuches gestellt. Deshalb rückte ich mit der Sprache heraus. »Wir brauchen deine Hilfe, Sarah.«
Die ältere Lady klatschte in die Hände und lachte. »Das ist nett, wirklich. Kommt euer Computer mal wieder ins Schleudern?«
»So ist es nicht. Wahrscheinlich bist du schneller.«
»Danke für das Kompliment. Worum geht es?«
Da ich gerade trank, gab Suko die Antwort. »Um einen Begriff mit dem Namen Hell's Station.«
»Wie bitte?« Sie beugte sich vor und hielt eine Hand wie ein Hörrohr gegen ihr Ohr. »Höllen-Station?«
»Genau. Kannst du etwas damit anfangen?«
»Nein, im Moment nicht.«
»Es soll eine Herberge oder eine alte Pension sein«, präzisierte ich.
»Schon besser. Und wo?«
»Irgendwo in England.«
»Das ist toll. Ich bedanke mich, daß ihr nicht das gesamte Europa genommen habt.«
»So sind wir eben.«
»Mal im Ernst. Ihr wollt also von mir erfahren, ob ich weiß, wo ihr

Hell’s Station finden könnt.«
»Exakt.«
»Aus dem Kopf weiß ich es nicht…«
»Aber du besitzt eine gewisse Anzahl von Büchern. Vielleicht sogar nach Themen aufgeschlüsselt. Alte Burgen, Schlösser, Spukhäuser und so weiter…«
»Das stimmt schon.« Sie stand auf. Auch wir wußten, wo uns der Weg hinführen würde. In ihr Archiv unter dem Dach nämlich, das sie erst vor kurzem mit Janes tatkräftiger Hilfe ausgebaut hatte. Wir stiegen hoch, Lady Sarah ging voran. Wir hatten schon mal davon gesprochen, einen Lift in das Haus einbauen zu lassen, jedoch nicht mit dem wütenden Protest der alten Lady gerechnet. Solange sie noch laufen konnte, würde sie die Treppen auch schaffen.
Helles Licht leuchtete jeden Winkel des geräumigen Dachbodens aus, wo zahlreiche Videofilme und noch mehr Bücher ihre Plätze gefunden hatten. Auch ein Archiv war vorhanden.
Kein elektronisches, sondern ein Rollarchiv mit dem auch ich umgehen konnte.
Nach alten Häusern wollte ich suchen. Davon gab es viel, wie ich sehr rasch festgestellt hatte. Aber Lady Sarah hatte ihr Archiv gut unterteilt.
Unter der Rubrik Gasthäuser, Hotels, Herbergen und Pensionen fand ich zwei interessante Bücher.
Natürlich hatten all die aufgeführten Titel stets etwas mit Magie oder geisterhaften Vorgängen zu tun. Ich ackerte das erste Buch durch und orientierte mich anhand des Inhaltsverzeichnisses. Lady Sarah schaute derweil Suko über die Schulter. Er hatte sich den zweiten Wälzer vorgenommen.
Die beiden hatten Glück.
»Wir haben es!« rief Lady Sarah, »Hell’s Station!« Sie winkte mir zu. »Komm her, John.«
Ich legte das Buch auf die Erde und schaute selbst nach. Die Herberge war abgebildet, ein altes Gemäuer, fast kapellenartig anzuschauen. Erbaut worden war die Station im sechzehnten Jahrhundert. In der Beschreibung hieß es, daß man in den Räumen dieses Hauses Leichen aufbewahrt hatte, um sie auf die Hölle vorzubereiten. Es waren immer die Toten gewesen, die sich in ihrem Leben gottlos verhalten hatten.
»Verbrecher also«, sagte Suko.
»Genau.«
Ich tippte mit dem Finger gegen den Text. »Genau das muß es sein. Wo können wir es finden?«
Die Anschrift stand auf der Rückseite der Abbildung. Suko schaute nach und las vor. »Die Herberge liegt südlich von Botesdale, nahe der

Quelle des Little Ouse.«

»Den Fluß kenne ich«, sagte Lady Sarah. »Da war ich schon mal.«

»Und?«

Sie lächelte verlegen. »Das ist lange her, John. Eine einsame Gegend zwischen Norwich und Ipswich. Der Fluß entspringt in einer leicht bergigen Gegend. Dort muß auch die Herberge liegen.« Sie ballte die Hand zur Faust. »Schade, daß ich morgen abreise. Ich wäre gern mit euch gekommen. Da hätte ich bestimmt alte Erinnerungen auffrischen können.«

»Gut, daß du nach Paris fährst«, sagte ich.

»Du bist heute eklig, John.«

»Ich denke da mehr an dich.«

»Dann haben wir ja unser Ziel«, sagte Suko. Er schaute auf die Uhr. »Heute werden wir es wohl nicht mehr schaffen, aber der morgige Tag beginnt schon früh.« Dann lächelte er. »Außerdem kann ich den BMW mal wieder flitzen lassen. London mit seinem Cityverkehr tut ihm sowieso nicht gut.«

Damit war die Frage des Wagens gelöst.

»Wollt ihr das Buch mitnehmen?« fragte Lady Sarah noch.

»Nein, laß das hier. Wir wissen, was wir wollten. Herzlichen Dank für deine Bemühungen.«

Sie winkte ab. »Sag das lieber dem Archiv.«

Wir stiegen wieder nach unten. Die Treppe war ziemlich schmal, was ich noch einmal laut sagte, aber bei der Horror-Oma stieß ich auf taube Ohren.

Wir gingen nicht mehr mit in den Wohnraum, sondern streiften im Flur unsere Jacken über. Von außen klopfte es an die Tür. Ich öffnete und hörte Janes Stimme. »Wenn ein BMW vor dieser Haustür parkt, kann das nur Suko sein.«

»Was ist mit mir?«

»Du bist die Beigabe. Guten Abend allerseits.« Jane strahlte uns an.

Sie war richtig happy und hatte etwas getrunken.

»Was heißt guten Abend?« wiederholte ich. »Wir verschwinden gerade.«

»Ach nein.«

»Doch.«

»Und weshalb?«

»Weil der morgige ein harter Tag sein wird. Lady Sarah ergeht es nicht viel anders. Lange Reisen sind keine Erholungen.«

»Paris ist nicht weit, mein Junge. Das solltest du mittlerweile wissen. Außerdem fliege ich.«

»Trotzdem…«

»Keinen Schluck mehr?« fragte Jane.

»Nein. Gute Nacht.« Ich hauchte ihr einen Kuß auf die Lippen,

wünschte Lady Sarah noch eine schöne Reise und schärfte ihr ein, auf sich achtzugeben.

»Damit hat er auch in meinem Sinne gesprochen«, sagte Suko.

»Ja, ja, das geht alles schon in Ordnung.« Die alte Dame lächelte so, wie es mir überhaupt nicht gefiel. Hoffentlich begab sie sich nicht auf Gespensterjagd in der Seine-Metropole. Suko und ich hatten in Paris schon Übles erlebt.

Wenig später waren wir im nächtlichen und leicht verregneten London wieder unterwegs.

»Auf den morgigen Tag bin ich gespannt«, sagte Suko.

»Nicht nur du, mein Lieber. Ich wollte schon immer mal gern sehen, wie es in einem Höllen-Bahnhof aussieht…«

***

Die Stunden nach Mitternacht waren ruhig verlaufen. Am frühen Morgen fühlten wir uns topfit. Selbst Sukos Wade schmerzte nicht mehr, wie er mir hoch und heilig versicherte. So richtig wollte ich ihm das nicht glauben.

Für Sir James hatten wir eine Nachricht hinterlassen. Er würde sie finden, wenn London, so hoffte ich, schon längst hinter uns lag. In den Morgenstunden bedeutete es eine Quälerei, in die Stadt hineinzufahren. Sie zu verlassen klappte etwas besser.

Auf dem Ostring fuhren wir auf die E 8, die in Richtung Nordwesten führte und dabei einige Städte tangierte wie Colchester, Chelmsford und Ipswich.

Suko hatte Spaß hinter dem Lenkrad. Ich auf dem Beifahrersitz genoß das Gefühl, gefahren zu werden und nutzte die Zeit für ein Nickerchen.

Als ich erwachte, stand der Wagen. Durch die Scheibe sah ich Suko, der bei einem Tankwart die Rechnung beglich.

Er stieg ein, ich rieb mir meine Augen. Es war hell geworden. Kein Sonnentag lag vor uns, aber es regnete auch nicht.

»Hallo, Langschläfer, endlich wach?«

»Und nicht nur das.«

»Was ist denn noch?«

Ich reckte mich. »Manchmal fühle ich mich wie ein Tiger. Heute ist wieder so ein Tag.«

»Was willst du damit sagen?«

»Tiger brauchen Nahrung, ich habe Hunger.«

»Das habe ich auch.«

»Wo stecken wir hier?«

»Ipswich. Wir müssen gleich ab. Da geht es schräg ins Land hinein und nicht mehr so schnell.«

»Vorher will ich noch was in den Magen bekommen.«

»Okay, du Tiger.«

Wir fuhren östlich an Ipswich vorbei, fanden auch ein kleines Lokal, dessen Fachwerkfront uns gefiel. Im Gastraum roch es herrlich nach Kaffee.

Bevor wir noch saßen, war mein Hunger gestiegen. Jeder bestellte sich Toast, Kaffee, Marmelade, Ei und Schinken, den uns die Wirtin knusprig briet.

Wir aßen und tranken mit großem Appetit. Unsere Plätze hatten wir am Fenster eingenommen und konnten die Straße beobachten, über die Fahrzeuge huschten.

Viel Verkehr herrschte nicht. Die Hauptstraße führte weiter nach Nordwesten, um auf die Küste zu treffen. Wir würden ins Landesinnere fahren.

Ich bestellte Kaffee nach, Suko seinen Tee. Die Wirtin freute sich, daß es uns schmeckte, fragte nach dem Woher und dem Wohin. Wir stellten uns als Vertreter vor.

Da nahm ihre Freundlichkeit etwas ab.

Ich mußte eine kleine Pause einlegen, streckte die Beine aus, lehnte mich zurück und schaute aus dem Fenster. Sukos verwunderter Blick ließ mich hochfahren. »Was ist los?«

»Der Leichenwagen«, antwortete Suko.

Ich schob den Stuhl zurück, stand auf und huschte zur Tür wie ein Zechpreller. Da Suko blieb, brauchte die Wirtin um ihre Rechnung keine Sorge zu haben.

Ich sah den schwarzen Leichenwagen vor dem Haus auf den Parkplatz fahren. Mein Blick flog nach rechts. Dort standen andere Autos, unter den kahlen Baumzweigen. Die Blätter einer immergrünen Hecke zitterten im Wind.

Jenseits der Hecke bewegte sich etwas. Dort schob sich etwas Schwarzes entlang.

Der Leichenwagen!

Plötzlich gab der Fahrer Gas. Wie eine Rakete schoß er auf die Fahrbahn, die Reifen heulten auf, als er in eine zu scharfe Kurve gelenkt wurde.

Sekunden später schon hatte er an Tempo gewonnen und war meinen Blicken entwischt.

Ich ging zurück in das Lokal. Suko stand am Fenster. Er nickte mir zu. »Und?«

»Die Scherenmänner lassen uns nicht aus den Augen.«

Mir war der Appetit leider vergangen. Eine Scheibe Toast ließ ich liegen. Im Stehen leerte ich noch die Tasse.

»Sie haben es aber plötzlich eilig«, sagte die Wirtin, als ich um die Rechnung bat.

»Klar. Da draußen ist unser Chef vorbeigedüst. Wenn der vor uns am

Ziel ist, gibt es Ärger.«
»Das kann ich verstehen. Ich wäre auch sauer, wenn mein Personal nach mir erscheinen würde.«
»Es hat uns trotzdem sehr gut geschmeckt, Madam. Wir haben lange nicht mehr so toll gefrühstückt.«
»Das freut mich.«
Suko wartete schon im Wagen. Der Motor lief bereits. Ich setzte mich neben meinen Partner und brauchte die Frage nicht erst zu stellen, die Antwort gab mir Suko schon vorher. »Ich werde versuchen, John, den Leichenwagen einzuholen.« Während dieser Worte huschte bereits der Belag der Fahrbahn unter uns hinweg.
»Wer zahlt die Strafzettel?«
»Sir James.«
Ich lachte, und Suko schaltete höher. Auf dem noch gut ausgebauten Teilstück überholten wir jeden Wagen. Wie ein Strich huschten wir an den Fahrzeugen vorbei, doch den Leichenwagen hatten wir noch nicht gesehen.
Bei einem Ort namens Ashbocking mußten wir abbiegen und auf einer normalen Landstraße, die zum Glück wenig Kurven aufwies, weiterfahren.
»Das wird nichts mehr«, sagte Suko. »Wir hätten den Leichenwagen längst einholen müssen.« Er drückte sich in seinen Sitz zurück und hob die Schultern.
Ich schwieg, schluckte meinen Ärger hinunter und hoffte nur, daß wir die Fahrt nicht umsonst unternommen hatten.
Es war die ruhige Landschaft Mittelenglands, durch die wir rollten. Sanfte Hügel, schmucke Dörfer, Wald, Wiesen davor, auch große Weideflächen oder abgeerntete Kornfelder begleiteten uns.
Manchmal kamen uns Traktoren entgegen. Die Bauern hockten auf ihren Sitzen und schaukelten im Takt der Fahrzeuge. Die Gegend war sehr frei, der Wind hatte freie Bahn und wehte in steifen Böen über das Land. Das merkten auch wir, wenn uns der Seitenwind packte.
Zahlreiche Radfahrer waren unterwegs. Zumeist fuhren Frauen oder Kinder von Dorf zu Dorf. Sie schauten dem Wagen jeweils so lange nach, bis sie ihn nicht mehr sehen konnten.
Natürlich hielten wir beide nach dem schwarzen Leichenwagen Ausschau. Er zeigte sich nicht, war und blieb verschwunden. Dennoch kam es uns beiden vor, als würde der Wagen immer in unserer Nähe lauern und uns aus seinen Scheinwerfer-Augen beobachten.
»Er hat sich gezeigt«, sagte Suko. »Wir sollten wissen, was uns erwartet.«
»Zumindest die beiden Scherenträger.«
»Werden wir mit denen fertig?«
»Das will ich hoffen.« Ich peilte wieder in den zweiten Rückspiegel.

Hinter uns wirkte die Straße so leer, als hätte jemand mit einem gewaltigen Besen darüber hinweggefegt.

Nur Laub, braunschwarz eingefärbt, wehte der Wind hin und wieder flatternd über die Fahrbahn.

»Da steht ein Anhalter«, sagte Suko.

»Wo?«

»Schau selbst.«

Er stand tatsächlich am linken Straßenrand. Suko war etwas langsamer gefahren.

Ich erkannte, daß es sich um einen jungen Mann handelte. Er hielt den abgespreizten Daumen in die Richtung, in die auch wir rollten.

Sein blondes Haar wehte im Wind. Der lange Staubmantel war eigentlich viel zu dünn für die Jahreszeit. Eine Hand hielt er in der Manteltasche versteckt.

»Sollen wir ihn mitnehmen?«

»Das käme auch noch.« Ich räusperte mich. »Es ist viel zu gefährlich, wenn wir ihn einsteigen lassen.«

»Meine ich auch.«

Wir fuhren vorbei. Automatisch starrte ich in das Gesicht – da fiel es mir wie Schuppen von den Augen.

Ich hatte vorhin schon so etwas wie einen Verdacht gehabt, der aber war nun zur Gewißheit geworden. Ich kannte den Anhalter.

Am gestrigen Tag hatte ich ihn in einem überfüllten Kaufhaus als Weihnachtsmann getroffen, der mich hatte berauben wollen.

Nun stand er da.

»Stoppen, Suko, sofort!«

»Was?«

»Halt an, Mensch! Und dann zurück zu dem Knaben.«

Suko hielt tatsächlich, wenn er auch nicht wußte, was in mir vorgegangen war. »Wieso denn? Dieser Kerl…«

»Ist ein Bekannter von mir. Er ist derjenige, der mich als Weihnachtsmann mit dem Messer kitzelte.«

Suko gehörte zu den Menschen, die sich gut unter Kontrolle hatten. »So ist das«, sagte er nur und fügte spöttisch hinzu: »Was es nur für Zufälle gibt. Kaum zu glauben…«

»Ja, Zufälle und Leichenwagen.«

»Ich hoffe nur, daß er nicht verschwindet, wenn wir halten.«

»Sonst würde er hier nicht stehen.«

»Dann bleibe ich im Wagen«, sagte Suko.

»Hervorragend.« Ich drückte den Schlag nach außen und stieg aus. Der Wind fuhr von der Seite her gegen mein Haar und wirbelte es in die Höhe. Er spielte auch mit den fahlen Haaren des Mannes.

Sein Gesicht zeigte einen tückischen Ausdruck. Der Mann war noch jung, knapp über zwanzig. Im Kaufhaus hatte er mich mit einem

Messer bedroht, jetzt tat er so normal.

Ich nickte ihm zu. »Wir kennen uns ja, mein Freund. Hat man dich wieder laufenlassen?«

»Nein.«

»Du bist geflohen?«

Er lächelte. Und dieses Lächeln bewies mir, daß er nicht hatte fliehen brauchen. Er war ihnen einfach entwischt. Das hatte auch mein Freund Robby Dobson geschafft. »Verstehe«, sagte ich leise. »Kann ich deinen Namen erfahren?«

»Ich heiße Larry Innes.«

»Gut, dich kenne ich jetzt. Auch Robby Dobson. Fehlt nur noch die Frau mit dem gelben Seidenschal. Wie lautet ihr Name?«

»Isabella Montalvo…«

»Ach nein«, flüsterte ich.

»Du kennst sie?«

»Nicht persönlich. War sie nicht eine dreifache Giftmörderin?«

»Sechsfache«, erklärte Innes. »Die anderen drei Morde hat man ihr nur nicht nachweisen können.«

»Natürlich. Isabella hat die Menschen vergiftet, Robby Dobson war als Feuerteufel bekannt. Dann frage ich mich, was du auf dem Kerbholz gehabt hast? Erpressung?«

»Nein. Ich bin ein Dealer. Leider kam man mir auf die Schliche. Ich habe zwar versucht, die Leitung des Kaufhauses zu erpressen, doch Kokain war mein Hauptgeschäft.«

»Wie bist du gestorben?«

»Ein gekaufter Killer erledigte mich im Untersuchungsgefängnis. Er tötete mich in meiner Zelle und brachte sich anschließend selbst um. Angeblich war er todkrank.«

»Und jetzt stehst du hier?«

»Ja. Ich möchte gern mitgenommen werden. Ich friere in der Kühle des Tages.«

»Tatsächlich? Tote, die frieren? Das habe ich auch noch nicht erlebt.«

»Auch als Leiche ist man menschlich«, witzelte er.

»Hast du ein bestimmtes Ziel?«

Er deutete nach Norden. »Die Herberge.«

»Welch ein Zufall«, grinste ich. »Da wollen wir auch hin. Ist es denn die Möglichkeit, Larry! Wir können dich mitnehmen. Dann bist du endlich in meiner Nähe. Du und deine anderen Leichen-Kollegen haben ja nichts unversucht gelassen, meine Aufmerksamkeit zu erregen. Es ist euch ausgezeichnet gelungen.«

»Man tut eben, was man kann.« Er nickte dem Wagen entgegen.

»Toller Schlitten. Zu meinen Lebzeiten wäre ich auch gern damit gefahren. Da wurde er noch nicht ausgeliefert.«

Ich wußte nicht, ob ich über seine Worte lachen oder weinen sollte.

Lachen war gesünder, und so amüsierte ich mich über die Bemerkungen des »Toten«.

»Hallo«, sagte Larry, als er Suko begrüßte. »Ich heiße Larry Innes.«

»Bist du tot?« Auch Suko bewies seinen Humor.

»Sieht so aus, nicht?« er nahm im Fond Platz und schlug die Tür zu. »Viel Platz ist hier ja nicht«, mäkelte er. »Für eine Person geht es ja, wenn ich daran denke, daß meine Freunde auch noch neben mir sitzen würden, das ginge glatt in die Hose. Aber die werden schon warten.«

Mit dieser Rede hatte er bei Suko eine empfindliche Seite getroffen. Mein Freund deutete mit dem Daumen über die Schulter.

»Wenn du weiterhin so einen Mist erzählst, mein Freund, stecke ich dich in einen Sarg und nagle ihn zu. Dann schaffen wir dich als Paket in die Höllen-Station.«

»Sorry, wird nicht wieder vorkommen.« Er strich mit der flachen Hand über den Sitzstoff. »Ein toller Wagen, wirklich. Ich bin richtig begeistert.«

Der Inspektor schüttelte nur den Kopf. »Da haben wir uns einen eingefangen.«

»Wenigstens kennt er das Ziel. Hör mal zu, Larry. Weshalb hast du hier gestanden? Wußtest du, daß wir vorbeikommen würden?«

»Ich ging davon aus.«

»Danke.«

Suko ließ den Motor an. Bevor er startete, meldete sich unser toter Freund noch einmal. »Da wäre noch etwas. Ich will mich ja nicht in eure Probleme einmischen und auch nichts mehr über den Wagen sagen, aber ich rechne damit, daß wir unterwegs noch Besuch bekommen werden.«

»Von wem?«

»Meine Freunde im Leichenwagen geben nicht auf. Sie wollen mich haben.«

»Und die anderen.«

»Ja, John.«

Suko lenkte den Wagen auf die Fahrbahn. »Hatten sie einen besonderen Grund?«

»Eigentlich nicht. Sie können nur nicht haben, daß wir… nun ja …« Er verstummte.

»Sprich dich aus«, forderte ich.

»Später vielleicht. Wir müssen erst bei den anderen sein. Immer geradeaus. Ich sage euch schon Bescheid, wann ihr abbiegen müßt. Hell’s Station ist berühmt in dieser Gegend. Eine alte Herberge, die schon vor langer Zeit ein Hort anderer Mächte war.«

»Ein Bahnhof zur Hölle, nicht?«

»Das haben andere gesagt, John.«

»Sie werden bestimmt recht haben.«

Suko schüttelte nur den Kopf. Wir fuhren hinein in den grauen Tag. Der Wind kam von Südwesten, hatte noch mehr aufgefrischt und brachte Wärme mit. Die Temperaturen stiegen an.

Ich konnte unseren ungewöhnlichen Gast im Spiegel der nach unten geklappten Sonnenbrille erkennen. Er hatte es sich bequem gemacht, saß schräg und lächelte vor sich hin. Niemand, der ihn so sah, wäre auf den Gedanken gekommen, einen Toten neben sich zu haben. Aber Larry Innes war tot, lebte nun wieder, war im Prinzip ein Zombie, auch wenn er mir nicht so vorkam wie die normalen, aus den Gräbern kriechenden Untoten, die halbverwest auf Menschenjagd gingen.

»Er ist nicht mehr weit entfernt«, meldete sich unser Gast nach einiger Zeit.

»Du meinst den Leichenwagen?«

»Sicher, John.«

»Kannst du ihn sehen?«

»Nein, aber spüren.«

Da hatte er uns etwas voraus. Ich jedenfalls merkte nichts davon, daß sich der schwarze Mercedes in unserer Nähe aufhielt. Manchmal kamen uns Fahrzeuge entgegen. Von ihnen drohte uns keine Gefahr.

Larry Innes bewegte sich auf dem Rücksitz. Manchmal pfiff er auch ein Liedchen. Wenn ich mich drehte und ihn anschaute, grinste er jedesmal.

»Jetzt sag nur nicht, daß das Leben doch schön ist, mein Freund.«

»Ich fühle mich wohl. Irgendwie komme ich mir vor wie ein Joker, weißt du?«

»Ich weiß nichts.«

Er wiegte den Kopf. »Nun ja, ich will es dir sagen. Robby, Isabella und ich sind Joker, weil sich zwei Parteien um uns streiten. Das ist alles.«

»Welche Parteien.«

»Die Hölle und die Verdammnis.«

»Der will dich verarschen, John.«

»Das Gefühl habe ich auch.«

»Nein, dein Freund hat unrecht. Ich will niemanden auf den Arm nehmen. Es ist tatsächlich so.«

»Das mußt du uns erklären.«

»Gut.« Er nickte. »Auf der einen Seite will uns der Teufel haben, das ist die Hölle. Kapiert?«

»Bis jetzt ja. Fehlt die Verdammnis.«

»Auf die komme ich noch. Einmal der Teufel und zum anderen ein gewaltiger Schatten. Tiefschwarz, ein Seelenzerrer, einer, der die Verdammnis liebt.«

Bei mir klickte es, bei Suko ebenfalls. So antworteten wir wie aus

einem Mund. »Der Spuk!«

»Ja!« Larry freute sich. »Ich wußte doch, daß ihr ihn kennt. Es ist der Spuk. Er und der Teufel streiten sich um uns Tote. Du glaubst gar nicht, wie gut das tut, wenn man feststellt, daß man so prominent ist. Keiner hat bisher gewonnen.«

»Und der Leichenwagen?«

»Ist ein Instrument der Hölle.« Nun wußten wir halbwegs Bescheid. »Aber was sollen wir bei diesem makabren Spiel?«

»Ganz einfach.« Er lachte. »Ach nein, das werdet ihr sehen, wenn ihr am Ziel seid. Ich habe versprochen, nichts zu verraten. Das ist wie bei einer neuen Quizsendung. Da wird vorher auch der Mund gehalten. Ich sage nichts mehr.«

Suko warf mir einen schiefen Blick zu. Es klang alles sehr unglaubwürdig. Aber in diesem Fall war alles möglich. »Wie lange werden wir noch unterwegs sein?« wollte mein Freund wissen.

»Wir sind gleich da.«

»Wie schön.«

»Siehst du das Waldstück? Diesen großen, düsteren Schatten? Wir müssen ihn durchfahren und mitten im Wald abbiegen. Ein schmaler Weg führt zur Herberge. Früher sind ihn Kutschen gefahren…«

Der Leichenwagen hatte sich noch immer nicht gezeigt. Dafür kam uns ein Lebensmittel-Fahrzeug entgegen, das fast auf der Straßenmitte fuhr. Suko mußte ausweichen, um eine Kollision zu vermeiden.

Zu beiden Seiten der Straße hatte sich die Umgebung verändert.

Buschwerk wuchs hoch wie eine sperrige Wand. Es veränderte sich dann zu Unterholz, das bis hinein in den Wald reichte.

Plötzlich war er da!

Obwohl wir mit seinem Erscheinen gerechnet hatten, wurden wir überrascht. Der schwarze Leichenwagen hatte uns nicht verfolgt, sondern auf uns gewartet.

Quer auf der Fahrbahn stand dieser unheimliche Totenwagen und versperrte den Weg.

»Verdammt!« schrie Suko, der noch zuviel Tempo drauf hatte und bremste hart…

***

Ich flog in den Gurt. Auf der Rückbank wurde unser ungewöhnlicher Gast ebenfalls durchgeschüttelt. Das Durcheinander war perfekt, und der schwarze Mercedes wuchs vor unseren Augen an, bis er plötzlich verschwunden war. Von einem Moment zum anderen hatte er sich in Luft aufgelöst. Wir rutschten noch durch den Schatten, bevor der BMW endgültig zum Stehen kam.

Suko atmete tief ein und wischte über seine Stirn. »Himmel, das war knapp.«

Im Fond lachte Larry. »Was wollt ihr? Sie haben euch nur gezeigt, wie gut sie sind.«

»Wie geht es weiter?«

»Ihr müßt fahren. Aber seid vorsichtig. Nicht immer läuft es so glimpflich ab. Die können auch anders. Der Teufel hat seine verfluchten Dämonen geschickt. Er will nicht zulassen, daß ein anderer unsere Seelen bekommt. *Er* will sie haben.«

»Und wir sollen euch retten, wie?«

»So ungefähr.«

Suko fuhr wieder an und hielt sich dabei an den Ratschlag des Larry Innes. Im Fünfzehn-Meilen-Tempo rollte der diamantschwarze Wagen über die Fahrbahn.

Der Wind umgab uns wie ein lichtes Gehölz. Die Blätter, die noch an den Zweigen hingen, waren an beiden Händen abzuzählen. Unsere Blicke schweiften in den Wald, wo wir nichts Verdächtiges sahen. Nur eine irgendwie ungewöhnliche Ruhe umgab uns.

Der Leichenwagen war uns überlegen. Er konnte erscheinen und im nächsten Augenblick wieder verschwinden. Ich hatte nicht einmal die beiden Fahrer erkennen können.

»Keine Sorge«, meldete sich Larry Innes. »Er ist noch da. Er wird bestimmt gleich erscheinen. Ich kenne ihn. Er ist gefährlich. Er gibt einfach nicht auf, versteht ihr…?«

Wir ließen ihn reden, da wir uns auf das Fahren konzentrieren mußten. Die Bäume warfen schwache Schatten, die sich als Muster auf dem Asphalt abmalten. Der Himmel zeigte noch immer dieses bleierne Dezembergrau. Menschen begegneten uns nicht. Alles blieb leer, eine sehr einsame Strecke, die wir hinter uns brachten.

Suko entdeckte ihn. »Er ist hinter uns«, meldete er mit ruhiger Stimme.

Ich schielte in den Außenspiegel. Tatsächlich sah auch ich den schwarzen Wagen. Selbst aus einer gewissen Entfernung her war ihm das Drohende anzumerken, das ihn umgab.

Da blitzte kein Chromteil, keine Radkappe, einfach gar nichts. Der Wagen war nur schwarz und schien irgendwie zu leben, auch wenn dieses Leben nur aus einem gewissen Killerinstinkt bestand.

Suko behielt die Ruhe und auch die Geschwindigkeit bei. Er ließ sich nicht provozieren. »Wenn die etwas von uns wollen, John, sollen sie kommen.«

Ich widersprach nicht.

Der schwarze Leichenwagen schob sich heran. Wir hörten kein Geräusch, als er sich dem wesentlich schnelleren BMW näherte. Zudem waren seine Scheiben dermaßen stark getönt, daß wir beim besten Willen nicht erkennen konnten, ob jemand hinter dem Lenkrad saß.

Ich traute dem Wagen auch zu, daß er von allein fuhr. Wer dermaßen stark unter der Kontrolle des Teufels stand, der schaffte fast alles.

Larry, unser »Toter«, hatte sich auf dem Rücksitz gedreht und schaute durch die Heckscheibe. »Die lassen nicht locker. Sie wollen mich einfach nicht ans Ziel kommen lassen. Ihr werdet mich beschützen müssen, Freunde. Seht euch vor.«

Der Mercedes holte auf. Er paßte einfach in diese graue, waldreiche Gegend dieses späten Herbsttages hinein. Er brachte den Tod, die Vergänglichkeit.

Die Entfernung zwischen den beiden Fahrzeugen schmolz zusammen. Nicht sehr schnell, der Vorgang lief relativ langsam ab, als wollte der andere bewußt provozieren.

Ich holte sicherheitshalber die Beretta hervor. Suko ließ seine Waffe stecken.

Noch besaßen wir Zeit, um uns einen Verteidigungsplan zurechtzulegen, falls es nötig sein sollte. Daß mein Freund so käsig im Gesicht aussah, gefiel mir überhaupt nicht.

»Was hast du?«

»Angst.«

Ich wollte auflachen, das besorgte Larry Innes für mich. »Du hast Angst?«

»Nicht um mich, du komischer Zombie. Der Wagen ist neu. Wenn der mir zerstört wird, werde ich zum Tiger.«

»Das ist eben Berufsrisiko«, erwiderte ich.

»Du hast gut reden.«

Wir fuhren etwas schneller, der Mercedes hinter uns steigerte seine Geschwindigkeit ebenfalls und holte Stück für Stück auf. Wir konzentrierten uns sehr auf ihn, wenigstens Larry und ich. Suko achtete mehr auf die Straße.

Das war auch gut so, denn auf einmal erschien vor uns eine Gestalt. Ich sah sie auch noch. Es war der in Schwarz gekleidete Beifahrer mit den fahlblonden Haaren. Wie ein mörderischer Todesengel schwebte er waagerecht über der Fahrbahn, die Arme vorgestreckt und uns seine tödlichen Scheren zeigend.

»Scheiße!« schrie Suko und bremste.

Ich löste den Gurt und rammte den Wagenschlag auf, kaum daß der BMW stand.

In dem Augenblick hatte uns der Todesbote erreicht. Ich hörte ein Kreischen, und sofort danach platzte die Frontscheibe weg. Der Schwarzgekleidete hatte mit seinen beiden Scheren das Glas zertrümmert…

***

Er hatte keinen von uns erwischen können. Auch Suko war aus dem Wagen geflohen. In ihm tobte ein heiliger Zorn. Wenn ihm etwas lieb und teuer war, dann seine im Preisausschreiben gewonnene Rakete.

Der Killer mit den Scherenhänden wollte sie zerstören. Die Scheibe hatte er bereits erwischt und dicht darüber, wo das Dach begann, über das Blech einen breiten Streifen gezogen. Noch lag er auf der Kühlerhaube, ohne sich zu rühren, die Chance wollte Suko nutzen.

Er warf sich auf die Gestalt und packte sie so hart an, daß er sie in die Höhe zerren konnte. Mit einem seitlichen Wurf schleuderte er sie zu Boden.

Ich kümmerte mich um den Leichenwagen, während Larry Innes sitzenblieb und nichts tat.

Mitten auf der Straße stand ich, die Beretta im Anschlag. Der Wagen kroch auf mich zu, so langsam fuhr er. Dem Fahrer schien es nichts auszumachen, daß ich die Frontscheibe anvisierte. Er verließ sich voll und ganz auf seine Magie.

Ich schoß.

Die Kugel traf genau, sie hätte die Scheibe durchschlagen müssen, aber sie prallte ab wie von Panzerglas.

Noch einmal feuerte ich. Das Ergebnis war das gleiche, und der Wagen rollte näher.

Schräg hinter mir, durch den BMW gedeckt, kämpfte Suko gegen den Scherenmann.

Als dieser sich aufrichten wollte, erwischte ihn der Tritt. Wieder holte ihn Suko von den Beinen. Der andere fiel auf den Rücken, scheuerte mit dem Gesicht über den Asphalt, riß Haut ab, und einige Streifen hingen sogar in Fetzen von der Stirn, das aber störte ihn nicht. Es drang auch kein Blut aus der Wunde, wie es eigentlich hätte sein müssen.

Suko wollte schießen, als sich die Lage schlagartig veränderte. Der Killer auf dem Boden löste sich zu einem Schatten auf und verschwand. Das gleiche geschah mit dem Wagen samt Fahrer. Auch von ihnen war nichts mehr zu sehen.

Ich stand auf der Straße wie ein begossener Pudel, hörte Suko schimpfen und drehte mich um.

Auch Larry Innes verließ den BMW. Jetzt, wo die Gefahr vorbei war, konnte er es riskieren. Er kam achselzuckend auf mich zu. »So ist das eben. Sie geben nicht auf. Heute haben sie nur die Scheibe zerstört, morgen aber werden sie euch zerstören wollen.«

»Vielleicht.«

Suko und ich schauten uns gemeinsam die Beschädigungen an.

Den Weg mußten wir ohne Frontscheibe fortsetzen. Es würde während der Fahrt ein wenig kühl werden.

Ich wandte mich an den »Toten«. »Was weißt du alles, mein Freund?

Was ist mit dem verdammten Leichenwagen?«

Er stand auf der Straße und breitete die Arme aus. »Ich weiß nichts, John, überhaupt nichts. Ich bin nur ein Rad im Getriebe zweier Machtblöcke. Genau wie meine Freunde Robby und Isabella. Es findet ein Seelenkampf statt oder ein Kampf um unsere Seelen. Ich bin gespannt, wer ihn gewinnt. Aber ihr steht ja auf unserer Seite. Oder willst du dich nicht für die Beschädigungen bei ihnen rächen?« wandte er sich an den Inspektor.

Von Suko bekam er keine Antwort. Er war damit beschäftigt, das Glas aus dem Innern zu räumen. Ich half ihm dabei, nur Larry Innes schaute weg.

»Beim drittenmal mache ich sie fertig«, flüsterte Suko.

»Falls sie nicht wieder verschwinden.«

»Das glaube ich nicht. Die wollen uns, die wollen die drei Toten. Sie müssen mal zuschlagen, finde ich. Bisher haben sie nur gedroht, das soll sich ändern.«

Ich gab keine Antwort mehr, pustete letzte Krümel vom Sitz und stieg wieder ein.

Auch Larry Innes setzte sich. »Kannst du mir sagen, was uns bei der Herberge noch erwartet?«

Er lachte zuerst. »Die Hölle, John. Wie der Name schon sagt. Dieses Haus hat Vergangenheit. Da ging der Tod ein und aus. Ihr werdet es schon merken.«

»Und deine Freunde sind anwesend?«

»Ja, sie warten.«

»Dann wollen wir uns beeilen«, sagte Suko. Er startete so hart wie ein Rennfahrer.

Der Fahrtwind peitschte in unsere Gesichter, wie von Geisterhand verteilte Hiebe.

Hoffentlich kein böses Omen…

***

Hell’s Station hieß unser Ziel. Und wie die Hölle sah mir die Herberge eigentlich nicht aus.

Es war nicht einfach gewesen, sie zu finden. Zum Glück hatten wir ja unseren Führer dabei.

Von der Straße her war der schmale Weg nach links abgezweigt, in zahlreichen Kurven durch den Wald verlaufen, bis er eine Lichtung erreichte, wo das Unkraut fast menschenhoch wuchs, die kahlen Birken schlank aussahen und sich die Mauern der Herberge erhoben wie eine längst in Vergessenheit geratene Heimstätte.

Efeu und andere Ranken bedeckten die vordere Fassade. Sie bestanden aus Bruchsteinen und lief tatsächlich in der oberen Hälfte turmähnlich spitz zu.

Nur schwer waren die zahlreichen Fensterscheiben zu erkennen, da die Pflanzen sie fast zugewuchert hatten. Zwei kleine Gauben auf dem Dach dienten zahlreichen Vögeln als Sitzplätze.

Suko ließ den Wagen langsam ausrollen. Ich hatte aus dem Fenster geschaut und nach weiteren Spuren gesucht. In der Tat zeichneten sich Abdrücke von Reifenprofilen ab.

Stammten sie vom Leichenwagen?

Suko hielt an.

Zuerst stieg unser Gast aus. Er stemmte sich gegen den Wind und breitete die Arme aus. »Ich bin froh, es geschafft zu haben. Darf ich euch gratulieren?«

»Abwarten.« Ich drückte den Wagenschlag zu. Mein mißtrauischer Blick glitt über die Fassade. »Sieht ziemlich leer aus«, stellte ich fest.

»Ja, hier wohnt kaum jemand. Aber wenn, dann sind es immer besondere Gäste.«

»Das glaube ich dir unbesehen, Larry.«

»Wollen wir nicht hineingehen?«

»Bitte, nach dir.«

»Sicher.« Er ging zielstrebig vor. Nicht schwankend wie ein Zombie, sondern forsch. Aus dieser Gestalt wurde ich einfach nicht schlau. Ich rechnete sogar damit, daß sie uns, was ihr Schicksal anging, einen Bären aufgebunden hatte.

Auch Sukos Mißtrauen schwand nicht. »Was meinst du dazu?«

»Von außen sieht man nichts.«

»Klar. Und innen ist es die Hölle. Sie müssen ja ihrem Namen irgendwie gerecht werden.«

»Mal schauen.«

Larry Innes hatte die Tür aufgedrückt. Sie bestand aus schwerem, dunklen Holz und bildete einen gut sichtbaren Kontrast zum Grün der Außenranken.

»Bitte, tretet näher. Es ist gemütlich in unserer kleinen Herberge. Die alten Leichen sind längst verschwunden.«

»Welche Leichen?« fragte ich beim Nähergehen. Meine Schuhspitzen schleuderten feuchtes Laub in die Höhe.

»Diejenigen Toten, die man früher hier lagerte. Man wußte nicht so recht, ob man sie begraben sollte. Es waren durch die Bank Verbrecher und Mörder.«

»Wie du?«

»Richtig.« Er gab es lächelnd zu.

Er und seine beiden Freunde waren zu ihren Lebzeiten Verbrecher gewesen. Nun benutzten sie uns, zwei Polizisten dafür, um ihre ewige Ruhe zu finden.

Das ging mir irgendwie quer. Es paßte auch Suko nicht, wie ich seinem säuerlich verzogenen Gesicht ansah.

Ich betrat als erster die Herberge. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, in eine große Halle zu gelangen. Das traf auch im Zweifelsfalle zu, nur war diese Halle anders eingerichtet. Lange Tische, eingerahmt von Holzbänken ohne Rückenlehnen, ließen diesen Raum aussehen wie eine alte Schänke. Das entsprach nun auch den Intensionen einer Herberge.

Holz herrschte vor.

An den Wänden, unter der Decke und auch die große, nach oben führende Treppe bestand aus Holz.

Nur der Kamin war gemauert worden. Ein Feuerchen brannte in ihm und verbreitete wohlige Wärme. Der Begriff gemütlich kam mir in den Sinn, aber ich hütete mich davor, mich einlullen zu lassen.

Hinter diesen Äußerlichkeiten lauerte das Grauen.

Larry schlug die Haustür so hart zu, daß ich zusammenzuckte. Er ging vor. »Ihr könnt euch setzen, wenn ihr wollt. Ich hole euch auch was zu trinken.«

Er ging auf die Theke an der rechten Seite zu, die ein kompakt wirkendes Rechteck bildete und mit der Rückseite an der Wand abschloß. Auf den dort stehenden Flaschen lag eine dünne Staubschicht.

»Nein danke, wir haben keinen Durst.« Suko hatte für mich mitgesprochen.

»Schade.«

»Wir wollen deine Freunde sehen, Larry!« erinnerte ich ihn.

»Geduld, Geduld.«

Leider brannte kein Licht. Ich entdeckte auch keine Lampen, dafür Kerzen, die wie bleiche Finger aus den eisernen Halten hervorstachen. Sie hingen an den Wänden oder standen auf dem Boden, versehen mit einem, zwei oder drei Armen.

Es war ziemlich düster in dieser Schänke. Nur die Flammen gaben ihren unruhigen Schein ab. Der Rest des Lichts sickerte durch die freien Stellen der Fenster.

»Du hast mich gesucht, John?«

Die helle Stimme des Jungen riß mich herum. Da stand Robby Dobson plötzlich vor mir. Harmlos lächelnd, die Hände in den Außentaschen seiner dunklen Jacke vergraben.

»Hi«, sagte ich locker.

Er nickte mir zu. »Schön, daß du gekommen bist. Wir haben uns auch viel Mühe gegeben.«

»Das kann ich nur bestätigen!« meldete sich die dritte im Bunde.

Wie durch Zauberei war sie auf der Hälfte der Treppe erschienen und schaute zu uns hinab.

Es war tatsächlich die schwarzhaarige, sehr attraktive Person, die mir schon zweimal über den Weg gelaufen war. Jetzt schaute sie mich an,

als würden wir uns schon lange kennen. Den Pelzmantel trug sie nicht mehr. Sie hatte ihn mit einem langen Morgenmantel aus schillerndem Brokatstoff vertauscht, der in Höhe der Taille durch eine Kordel zugeknöpft war, ansonsten aber einen Ausschnitt präsentierte, an dem man einfach nicht vorbeischauen konnte.

Das dunkle Haar floß jetzt länger um ihren Kopf, weil sie es ausgekämmt hatte. Sie stand dort wie eine Königin und war sich ihrer vollerblühten Schönheit sehr bewußt. Nur schade, daß es sich bei ihr um eine gefährliche Giftmischerin handelte, der man drei Morde hatte nachweisen können, die anderen nicht.

»Isabella Montalvo, wenn ich mich nicht irre?«

»Du hast recht, John, das bin ich. In mir vereinigen sich spanischer und englischer Adel.«

»Gratuliere.«

Sie lachte und kam die Treppe herab. Bei jeder ihrer Bewegungen floß der Stoff des Mantels wie glitzerndes Wasser. Sie trug hochhackige Schuhe aus schwarzem Leder.

Ich hatte damit gerechnet, daß sie vor der Treppe stehenbleiben würde, aber sie schritt weiter und direkt auf mich zu. Den Kopf stolz erhoben, blieb sie vor mir stehen und hielt mir den Handrücken zum Kuß hin.

»Sorry, Isabella«, sagte ich. »Aber ich küsse nun mal keine Toten, mögen sie auch noch so hübsch sein.«

»Für mich gilt das gleiche«, erklärte Suko trocken.

Sie lachte uns an. »Nanu? Haben sich die Männer vielleicht verändert?«

»Vielleicht blicken sie heute mehr durch als früher«, erwiderte ich.

»Sie wollen etwas von uns, nicht umgekehrt.«

»Das stimmt.«

Nach diesen Worten nickten die beiden anderen – und lächelten abwartend.

Ich schnickte mit den Fingern. »Bisher haben wir nur Höflichkeiten ausgetauscht. Jetzt möchte ich endlich wissen, woran wir sind. Unterwegs hat man uns schon aufgeklärt, aber nur fast. Also, Isabella, was wollen Sie von uns.«

»Wir haben euch gesucht.«

»Das weiß ich.«

»Ihr sollt uns helfen.«

»Mördern und Verbrechern?« fragte ich und drehte mich dabei auf der Stelle, um jeden anschauen zu können.

»Das war einmal.«

»Und bleibt!« behauptete ich.

»Löscht der Tod nicht alles aus?«

»Seid ihr tot? Zombies sehen anders aus, wir haben damit unsere

Erfahrungen sammeln können. Ich sehe das so. Ihr seid gestorben und könnt keine Ruhe finden. Eure Seelen wollte der Teufel in Besitz nehmen, aber jemand anderer stand ihm dabei im Weg. Er wollte euch in sein Reich ziehen – der Spuk.«

»Ja, es stimmt. Du kennst ihn, er kennt dich.«

»Hat er euch von mir erzählt?«

»Er gab uns den Tip.«

»Aha. Und weshalb kümmerte er sich nicht um die Helfer des Teufels? Die Fahrer des Leichenwagens?«

»Das kann er nicht, denn er ist zu schwach.«

Suko und ich lachten beide. »Der Spuk und zu schwach. Das glaubst du doch selbst nicht.«

»In diesem Falle schon. Er ist deshalb so schwach, weil die beiden Gestalten nicht aus dem Reich des Teufels stammen, sondern Abtrünnige aus seiner Welt sind. Sie waren Hüter in der Welt der Schatten, sind aber zu Verrätern geworden. Sie haben sich angepaßt und tragen nicht mehr ihre Lanzen und die Echsenmäntel. Jetzt kämpfen sie für den Höllenfürsten um jede Seele.«

»Aber die existiert nicht mehr bei euch!« rief Suko. »Eure Seele hat man genommen. Mit dem Tod ist sie aus eurem Körper geflohen, das stimmt doch – oder?«

»Ja…«

»Man hat euch begraben. Ihr hättet längst in der Erde liegen und vermodern müssen. Wieso könnt ihr hier so herumlaufen wie ihr es in eurem normalen Leben getan habt?«

»Weil die Entscheidung noch aussteht. Erst wenn die beiden Verräter nicht mehr existieren, haben wir unsere Ruhe. Dann können wir in die Welt des Spuks gehen, in das Reich der Schatten.«

»Wo eigentlich nur die Seelen der getöteten Dämonen vorhanden sind«, widersprach Suko. »Wir kennen den Spuk, und wir kennen sein Reich. Was wollt ihr uns erzählen?«

»Das war einmal. Aber wir gehören zu denen, die schon in unserem normalen Leben etwas über den Spuk erfahren haben. Wir nahmen mit ihm Kontakt auf. Wir flehten ihn an, uns zur Seite zu stehen und nach unserem Tod etwas für uns zu tun. Das gleiche wollte der Teufel. Nun kommt es darauf an, wer von den beiden stärker ist. Der Spuk hat uns geraten, uns an euch zu wenden. Er wußte genau, daß der Teufel und ihr Todfeinde seid. Den Platz hier haben wir bewußt gewählt, denn früher diente die Hell's Station als Brutstätte Schwarzer Magie. Hier hat man dafür gesorgt, daß der Teufel seine Seelen bekam.«

»Wie ging das vor sich?« fragte ich.

»Man legte die Leichen in einen Keller. Dort konnte sich der Teufel die Seelen holen.«

»Und der existiert noch?«

Isabella Montalvo nickte. »Ja, er hat nichts von seinem Fluidum verloren.«

»Davon würde ich mich gern überzeugen.«

»Damit habe ich gerechnet. Ich werde dich deshalb zu diesen Stätten begleiten.«

»Sei nur vorsichtig, John«, warnte Suko mich. »Am besten wird es sein, wenn ich mitgehe.«

»Das ist zwar gut gemeint, ich bin trotzdem dagegen, weil einer hier oben bleiben sollte.«

»Sie könnten ja kommen«, sagte Larry. »Die beiden Verräter im Leichenwagen wissen bestimmt, daß wir hier versammelt sind.«

Da hatte er recht.

Suko nickte mir zu. »Ist in Ordnung, John, du kannst gehen, ich bleibe hier.« Er zwinkerte mir zu. »Bei diesen beiden steht noch eine Rechnung von mir offen. Ich hasse es, wenn jemand meinen Wagen zerstören will.«

Ich war ernster als der Inspektor. »Hoffentlich unterschätzt du die beiden nicht. Wenn es sich bei ihnen tatsächlich um ehemalige Diener des Spuks handelt, sind sie verflucht gefährlich und vor allen Dingen nicht einfach zu besiegen.«

Suko schlug auf den Griff der Dämonenpeitsche. »Ich werde mir für sie schon etwas Besonderes einfallen lassen.«

»Hoffentlich.«

»Außerdem sind wir bald wieder zurück«, erklärte Isabella mit einer etwas singenden Stimme. »Selbst mir als Tote gefällt es in den alten Grüften nicht.« Sie lächelte so breit, daß sich die Haut verzog und man Angst davor haben konnte, daß sie im nächsten Moment abfiel.

Ohne auf eine Antwort zu warten, ging sie vor. Ich blieb noch stehen. Larry und Robby schauten mich ausdruckslos an. In ihren Blicken las ich gar nichts.

Isabella Montalvo bewegte sich mit schwingenden Hüften auf die viereckige Theke zu, ging vorbei und öffnete eine schmale Tür, die ich noch nicht entdeckt hatte. »Hier geht es weiter«, rief sie.

Auch ich blieb nicht länger stehen. Die Wärme des Kaminfeuers verlor sich, ich betrat einen anderen Teil der Herberge und damit fast eine andere Zeit oder Welt.

Isabella schlug die Tür hinter mir zu.

Es wurde finster wie im Grab.

Automatisch tastete ich zur Beretta, aber es war keine Falle, die sie mir hatten stellen wollen. Ich hörte das Zischen eines Zündholzkopfes über die Reibfläche. Licht flackerte auf, es beleuchtete den Weg des Streichholzes bis hin zu einem langen Gegenstand, dessen oberes Ende mit Pech oder Teer beschmiert war.

Was hätte auch besser hierher gepaßt als eine Fackel? Isabella

zündete sie an und nahm sie aus der schrägen Halterung in der Wand.

Der rötliche Lichtschein streifte ihr Gesicht und gab ihm ein etwas dämonisches Aussehen. Auch die schwarzen Augen hatten einen anderen Glanz bekommen. Sie wirkten nun noch geheimnisvoller als sonst und auch unergründlicher.

Der Gang besaß keine Fenster. Dafür sehr feuchte Mauern, die von innen eine Schimmel- und Moosschicht zeigten.

»Ich darf vorgehen?« fragte sie.

»Gern.«

Sie huschte an mir vorbei. Wie schon in der Schänke, nahm ich auch jetzt ihren Geruch wahr. Parfüm schien es mir nicht zu sein, eher Puder, den sie auf ihre Haut getupft hatte.

Wieder bewegte sich die Frau, als wollte sie mich verführen.

Manchmal drehte sie auch den Kopf und lächelte mir zu.

Das Lächeln einer Schlange, denn ich dachte an die Morde, die sie auf dem Gewissen hatte.

»Wen hast du alles getötet?« erkundigte ich mich.

»Männer!«

»Weshalb?«

Sie lachte. Das Geräusch bekam in dem fensterlosen Gang einen düsteren Klang. »Um an ihr Vermögen zu gelangen.«

»Dann bist du selbst gestorben, wie?«

»Ja, in der Zelle und nach meiner Verurteilung. Ich habe es gehaßt, eingesperrt zu werden. Wer sich mit Giften auskennt, für den darf es keine Schwierigkeit sein, sich selbst umzubringen. Ich trug die Kapsel in einem meiner Zähne versteckt. Eine alte Methode, auf die niemand kam. Zudem war ich dem Spuk versprochen, ich hatte also keine Angst vor dem Tod. Den beiden anderen ist es ebenso ergangen. Wir wußten nur nicht, daß auch der Teufel unsere Seelen wollte. Aber nun bist du da und wirst uns den Weg ebnen.«

»Der Spuk gehört nicht gerade zu meinen Freunden. Er besitzt zwei Dinge, die mir und einer Freundin gehören. Einmal den Würfel des Unheils, zum anderen den Trank des Vergessens.«

»Das wissen wir auch. Doch er erinnerte uns daran, daß er dir schon einige Male zur Seite gestanden hat.«

»Das stimmt.«

»Dann solltest du auch ihm eine gewisse Dankbarkeit entgegenbringen, John Sinclair.«

Fast hätte ich gelacht. Dankbarkeit zählte bei Dämonen und deren Helfern nicht. Jeder war nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht und ging über Leichen.

Isabella Montalvo war stehengeblieben. Im Licht der Fackel sah ich die Umrisse einer alten Tür. Sie war gut in das Mauerwerk eingepaßt worden. Sogar die alten Eisenbeschläge schimmerten an den Seiten

und am Schloß wie dicke Rostflecken.

Ich holte meine kleine Leuchte hervor und strahlte das Schloß an.

Einen Schlüssel sah ich nicht, dafür eine Klinke, die mich an einen übergroßen nach unten gebogenen und erstarrten Tropfen erinnerte.

Isabella legte die Hand auf das Metall.

Es war offen.

Ein jämmerlich klingendes Quietschen erklang, als sie die Tür nach außen drückte. Gequälte Seelen schienen ihr ihren Kummer entgegenschreien zu wollen.

Der Weg in die Tiefen der Grüfte war frei.

Schon oft hatte ich vor alten, schiefen Steintreppen gestanden. Gewöhnen konnte ich mich an sie nie. Auch hier wehte mir ein monströser Atem oder Hauch entgegen, der sich in der Tiefe des Kellers gesammelt hatte.

Isabella hatte den Fackelarm vorgedrückt, so daß sie in den Treppenschacht hineinleuchten konnte.

Licht bedeutet Leben. Auch hier lebte die Finsternis plötzlich, nur war es ein sehr unruhiges, schauriges Leben und mehr der dunklen als hellen Seite zugewandt.

»Was erwartet mich dort unten?«

Sie lächelte hintergründig. »Vielleicht das Rätsel der Zeit und der Hölle.«

»Auch der Tod?«

»Du wirst dich schon korrekt verhalten, mein Freund.«

Das war Mahnung und Warnung zugleich. Sie ließ mich vorgehen, weil sie mit der Fackel leuchten wollte. Ich ging das Risiko ein, sie in meinem Rücken zu wissen.

Die Stufen der Treppe erwiesen sich als die reinsten Fallen. Sie waren an einigen Stellen nicht nur sehr glatt, sondern zeigten Zerstörungen oder waren nach vorn regelrecht weggebogen.

Da kein Geländer vorhanden war, stützte ich mich an der rechten Wand ab und spürte den Schmier unter meiner Handfläche. Er setzte sich zusammen aus Fackelruß, Feuchtigkeit und pflanzlichen Resten. Isabella Montalvo hielt die Fackel derart günstig, daß ihr Schein meinen Weg in die Tiefe begleiten konnte.

Zunächst hatte es den Anschein gehabt, als würde die Treppe kein Ende nehmen. Ich war froh, die letzte Stufe zu sehen, schaffte sie ebenfalls und befand mich in dem nach Moder riechenden, unterirdischen Gewölbe wieder, wo der Horror zu Hause war.

Auch Isabella kam.

Ich schaute ihr entgegen. So wie sie die Treppe hinabschritt, hätte sie auch eine Filmdiva sein können. Ihr unten glockenförmig auseinanderfließender Mantel umwehte bei jedem Schritt ihre Knöchel.

Der Fackelschein schuf ein unwirkliches Leben auf ihr ansonsten erstarrt wirkendes Gesicht. Sie kam wie eine Königin der Toten in dieses gruftähnliche Gewölbe.

Ich war auf der Hut. Wenn vor langer Zeit bereits der Teufel seine Heimstatt hier unten gehabt hatte, dann hatte er sie auch jetzt nicht verloren gegeben. Bestimmt würde es zu einer Konfrontation mit meinem Erzfeind kommen.

Die Frau blieb neben mir stehen. Mir brannte eine Frage auf der Zunge: »Wo haben die Verbrecher und Mörder damals gelegen?«

»Komm mit!« hauchte sie, »ich werde es dir zeigen. Es ist die Stätte des Satans…«

Wir mußten tiefer in das Gewölbe hinein. Unsere Schritte setzten wir behutsam. Kein Echo gaben die Wände wider. Wir schlichen dem Ziel entgegen.

Der Fackelschein durchleuchtete die Finsternis immer mehr. Mal tanzte er über die Decke, mal glitt er an den Wänden entlang, die auch heute noch mit Zeichnungen bedeckt waren.

Ich las lateinische Beschwörungsformeln, sah die Fratzen des Teufels plötzlich erscheinen, rot und schwarz angemalt, dann wieder wie hinter einem Vorhang verschwindend, wenn die Frau weitergegangen war.

Schon kurze Zeit später erreichten wir den Mittelpunkt dieser unheimlichen Totengruft.

»Hier haben sie gewartet!«

»Wo?« Ich schaute mich um. Mit einem Altar oder in den Boden gehauenen Gräbern hatte ich gerechnet, aber nur die normale Steinfläche lag zu meinen Füßen.

Keine Knochen, keine Asche – nichts…

Isabella Montalvo sah das Heben meiner Schultern. »Kommt dir etwas nicht geheuer vor?« flüsterte sie.

»Wo sind die Spuren?«

»Verbrannt. Der Teufel hat sich die Seelen geholt. Es ist sein Reich, wie du weißt.«

»Hat er die Leiber verbrannt?« Ich ließ nicht locker und bekam auch eine Antwort.

»Sie sind im Höllenfeuer zerschmolzen, so wie unsere Leiber zerschmolzen werden sollten.«

»Das schaffte der Teufel nicht?«

»Stünde ich sonst vor dir?«

»Ich weiß nicht, aber ich traue dir nicht. Für mich ist noch vieles unklar.«

»Möchtest du das Höllenfeuer erleben?«

»Danke, ich kenne es.«

»Du solltest es aber. Schon allein, um herauszufinden, ob es dir

schadet oder nicht. Es gibt eine Beschwörung für das Feuer. Robby, unser Jüngster, hat sie mir genannt. Ich werde sie anwenden.«

»Laß es!«

»Nein!«

Bevor ich eingreifen konnte, sprach sie einige Worte in einer mir nicht bekannten Sprache aus. Sie drangen wie der scharfe Atem eines Raubtieres aus ihrem Mund – und sie hatte Erfolg.

Von der Decke und vom Boden schlugen blaßblaue Flammen nach unten und in die Höhe.

Ich stand genau im Zentrum!

***

Zwar senkte sich noch nicht der Abend über das Land, trotzdem fühlte sich der Inspektor nicht eben wohl. Der hallenartige Raum gefiel ihm immer weniger, in den Ecken ballte sich die Düsternis noch mehr zusammen, was Robby Dobson und Larry Innes nicht weiter störte, sie bewegten sich, als wären sie hier zu Hause, was irgendwie auch zutraf.

Sie blieben nie länger stehen. Mal schritten sie an eines der Fenster, um nach draußen zu schauen, mal gingen sie auf die Treppe zu, ohne sie allerdings zu betreten.

Suko hatte sich neben dem Kamin in einen schmalen Sessel gesetzt. So besaß er einen guten Überblick.

Die dicken Mauern ließen keine Geräusche durch. Sie würden kaum hören können, wenn der schwarze Leichenwagen eintraf.

John Sinclair war bereits eine Viertelstunde weg. Eine Zeit für seine Rückkehr hatte er nicht angegeben. Suko hoffte nur, daß er nicht in eine tödliche Falle gelockt wurde.

Hin und wieder schauten ihn Larry und Robby an. Dann lächelten sie sogar.

»Weshalb freut ihr euch so?«

»Du bist bei uns.«

»Ist das ein Grund zur Freude?«

»Ja, so werden sie es schwer haben.«

»Wenn sie kommen.«

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Damit rechnete Suko auch, er nickte. »Mir gefällt es nicht, daß wir hier fast im Dunkeln hocken. Ich möchte Licht haben.«

»Es gibt nur Kerzen.«

»Dann zünde ich sie an.« Suko stemmte sich hoch. Es waren genügend Kerzen vorhanden, um auch diesen größeren Raum lesehell erleuchten zu können.

Suko zündete einen Docht an und machte mit der brennenden Kerze seine Runde.

Robby und Larry hielten sich im Hintergrund. Es sah aus, als wollten sie sich in die noch verbleibenden Schatten verkriechen. Im Licht der Flammen wirkte Sukos Gesicht manchmal wie aus düsterem Stein gemeißelt. In seinen Pupillen tanzten die hellen Reflexe, und die Lippen wirkten wir rote Striche.

Er strich auch über den letzten Docht mit der Kerzenflamme hinweg. Jetzt brannten genau fünfzehn Kerzen und verbreiteten eine dementsprechende Wärme.

»Zufrieden?« erkundigte sich Larry Innes.

»Sicher.«

»Dein Freund wird bestimmt schon Kontakt mit dem Teufel haben«, sagte Larry weiter.

»Was?«

»Ja!« Larry runzelte die Stirn und weitete seine Augen. »Der Teufel hat in diesem Haus seine Wohnstatt gehabt und sie auch nicht aufgegeben. In den Grüften wird er sich ausgebreitet haben. Das ist seine Welt, glaub mir.«

»Und die Frau hat sich tatsächlich getraut, hineinzugehen?«

»Sicher.«

»Dann wäre sie doch…«

»Nein«, meldete sich Robby und kam näher. »Sie braucht keine Furcht vor dem Herrscher der Hölle zu haben, weil gleichzeitig noch ein anderer in der Nähe lauert. Der Spuk wartet.«

»Ist er hier!«

Robby deutete auf den Fußboden. »Die Keller und Grüfte unter diesem Haus sind zwar begrenzt, aber unergründlich. Sie reichen in andere Dimensionen hinein, berühren andere Reiche, aus denen die fremden Magien hervorkriechen können, vermischt mit dem unaussprechlich Bösen.«

»Okay«, sagte Suko, »ich habe verstanden. Aber ich werde nicht mehr lange warten. Noch eine Viertelstunde gebe ich meinem Freund. Ist er dann nicht zurück, suche ich ihn.«

»Das würde ich dir nicht raten«, erwiderte Larry. »Du solltest bei uns bleiben.«

»Wenn sie erscheinen, werden sie…«

Suko sprach nicht mehr weiter, weil er Robbys Ruf vernommen hatte. Der Junge stand an einem der Fenster. Kerzenlicht strahlte ihn von beiden Seiten her an. Er schaute nach draußen und winkte heftig mit einer Hand.

Suko lief zu ihm. Er drückte den Jungen zur Seite, schaute in das graue Tageslicht und sah den schwarzen Leichenwagen im rechten Winkel zu seinem BMW geparkt stehen.

Er stand dort völlig ruhig. Selbst in seiner dunklen Farbe wirkte er kaum schlimmer.

»Sie sind da!« hauchte Robby.
»Aber nicht hier.«
»Wie meinst du das?«
Suko lächelte knapp. »Ich werde nach draußen gehen und nachschauen, ob sie im Wagen sitzen.« Er wollte sich abwenden, doch Krallenfinger hielten ihn fest.
»Du kannst uns nicht allein lassen.«
»Weg mit der Hand!« fuhr Suko den Jungen an. »Ich lasse die Tür offen. Klar?«
Da stimmten sie zu, wenn auch mit ängstlichen Gesichtern. Suko traute dem Frieden nicht. Um so vorsichtiger ging er ans Werk, als er die Tür aufzog.
Frischer Wind wehte durch den Spalt in sein Gesicht. Er schnupperte, witterte und rechnete damit, daß die beiden Killer der Hölle im toten Winkel lauerten.
Sie waren nicht zu sehen.
»Wartet hier!« zischte Suko seinen »Schützlingen« noch zu und huschte über die Schwelle.
Geduckt lief er auf den schwarzen Leichenwagen zu, verfolgt von den brennenden Blicken der »Toten«.
Neben dem rechten Kotflügel kauerte er nieder und schob sich nach einer Weile sehr vorsichtig in die Höhe. So konnte er schräg durch die Frontscheibe blicken, sah den oberen Umriß des Lenkrads, aber keinen blassen Gesichtsfleck dahinter.
War der Wagen leer?
Suko ging bis zur Fahrertür. Er wollte es versuchen, legte die Hand um den Griff, riß die Tür auf und zog gleichzeitig seine Dämonenpeitsche.
Den Kreis schlug er, die drei Riemen rutschten aus der Öffnung, und er sah, daß er die Waffe nicht einzusetzen brauchte.
Der Wagen war leer!
Nur ein starker Geruch durchwehte ihn. Es stank nach Schwefel und irgendwie nach angesengtem Fleisch.
Suko hämmerte die Tür wieder zu. Er schaute zurück zum Haus.
Die Eingangstür stand offen. Das Kerzenlicht ließ den flackernden Schein über die Schwelle nach draußen wehen.
Er sah Robby Dobson an der Tür. Suko winkte ihm beruhigend zu.
Keine Gefahr.
Dobson verschwand wieder.
Wesentlich langsamer als auf dem Hinweg ging der Inspektor wieder zurück. Die Sicht war noch relativ gut, auch wenn die Dämmerung erste lange Schatten erzeugte, die auch an der Hauswand hochkrochen und sich in den Pflanzen verliefen.
Die Killer hielten sich gut versteckt. Sosehr sich Suko auch bemühte,

er bekam keinen von ihnen zu Gesicht. Das Glänzen der metallenen Scheren sah er nicht.

Er befand sich etwa noch drei Schritte von der Eingangstür entfernt, als er im Haus einen dumpfen Laut vernahm und gleich darauf ein Geräusch, das sich anhörte wie ein unterdrückter Schrei.

Suko spürte den Alarm, der als Adrenalinstoß durch seinen Körper jagte und setzte mit zwei Sprüngen über die Schwelle.

Der Junge stand links von der Tür.

Er schaute Suko nicht an, sondern an seiner Vorderseite vorbei in die Tiefe der Halle hinein.

Im Schein der Kerzen wirkte der liegende Körper noch makabrer.

Larry Innes lag auf der Seite, er war kleiner als sonst, denn ihm fehlte der Kopf. Der lag einige Schritte weiter, direkt neben dem Bein eines Sessels, und in den weit aufgerissenen Augen spiegelte sich das blitzende Licht der Kerzen…

***

Isabella Montalvo lachte. Das bekam ich noch mit, bevor sie zurücksprang, weil sie aus der unmittelbaren Nähe des Feuers wegwollte.

Ihren rechten Fackelarm schwang sie wie eine Glocke, und die Gestalt verwandelte sich wegen der blassen Feuerwand zu einem nebulösen Gebilde, so daß ich von ihr nicht mehr viel erkennen konnte.

Mich interessierte das Feuer!

Normalerweise hätte es mich vernichtet, doch ich besaß eine Gegenwaffe.

Mein Kreuz!

Das Höllenfeuer selbst strahlte keine Hitze ab. Dafür sorgte das Kreuz vor meiner Brust, das sofort reagiert hatte, als die Flammen auf mich niedergefallen waren. So stand ich inmitten des Höllenfeuers, ohne daß mir ein Leid geschah.

Die Flammen zitterten und bewegten sich nicht. So wie diese brannten sie auch auf einem Gasherd, sehr still und leise zischend.

Im Feuer drehte ich mich herum. Ich hörte die Frau noch immer lachen und vernahm dann ihre Stimme. »Ja, ich wußte, daß wir den richtigen geholt haben. Ich wußte es…«

Löschen konnte ich das Feuer nicht. Das besorgte ein anderer auf seine für ihn typische Art und Weise. Daß er überhaupt eingriff, merkte ich nicht sofort. Erst als die Fackel erlosch und auch die Gestalt der Isabella Montalvo nicht mehr zu sehen war, wußte ich, was in dieser unheimlichen Kellergruft auf mich zukam.

Die absolute, lichtlose Finsternis quoll aus den Wänden, aus dem Boden, der Decke, und sie drängte die Flammen immer weiter

zusammen auf eine bestimmte Stelle.

Stück für Stück fraß sich die Dunkelheit vor. Mir war klar, daß es keine normale Finsternis war. Wer sich derart anschlich, lautlos und gefährlich, der besaß sogar einen Namen, obwohl es sich bei ihm keineswegs um eine Person handelte, sondern um ein amorphes Gebilde.

Es war der Spuk!

Ich blieb stehen, ohne mich zu bewegen. Obwohl mich die Flammen umgaben, konnte ich atmen. Zwar schmeckte die Luft anders als sonst, mehr ätzender oder schwefliger, aber ich erstickte nicht und ließ meine Gedanken um den Dämon kreisen, der sich Spuk nannte.

Der letzte der Großen Alten. Einer, der seit Anbeginn meiner »Karriere« fast dabei gewesen ist. Wir hatten uns bis aufs Messer bekämpft und damals eine Art Burgfrieden auf Zeit geschlossen, denn der Spuk mußte sich im eigenen Lager gegen Typen wie Asmodis und andere mächtige Dämonen wehren.

Er hatte überlebt und sich in der letzten Zeit nur in seine unsagbar weiten Gefilde des Grauens zurückgezogen, aus denen er jetzt wieder hervorgekrochen war.

Immer mehr Flammenarme wurden ein Opfer der absolut lichtlosen Finsternis.

Ich wartete auf ihn. Dabei rechnete ich damit, daß er, wenn er diese Gruft in Besitz genommen hatte, mit mir in Kontakt treten würde.

Auch die letzten Flammenarme erloschen.

Es war finster!

Nichts sah ich mehr. Weder die Wand, die Decke noch den Steinboden. Ich hätte ebensogut in einem lichtlosen All schweben können, es wäre auf das gleiche herausgekommen.

Kälte umgab mich. Wie ein Netz spürte ich sie, als sie wanderte und über meinen Körper hinwegstrich, wobei sie keine Stelle ausließ. Sie drang über mein Gesicht, tastete sich weiter vor und fand auch den Weg unter meine Kleidung, wobei ich auf der Haut die kalten Schauer spürte, die sich zu einer Gänsehaut verdichteten.

Aus dem lichtlosen Dunkel erreichte mich die Stimme des Dämons, dessen Entstehung und Ursprung für mich noch im dunkel lag. Ich wußte nur, daß er von den Sternen stammte und hoffte, sein Geheimnis eines Tages ganz lüften zu können.

»Ich spüre deine Furcht, John Sinclair. Sie hat sich auf der Haut festgesetzt…«

»Irrtum, Spuk. Du weißt, daß ich vor dir keine Angst habe. Ich bin geschützt, und du willst etwas von mir.«

»Ja, die Verräter!«

»Und die Seelen der drei Verbrecher!«

»Auch sie will ich besitzen, das stimmt. Der Teufel und ich kämpfen

um jede Seele…«

»Du hättest den Toten die Ruhe lassen und sie nicht durch deine Magie zu lebenden Leichen machen sollen. Gib ihnen den Frieden, sie haben es trotz allem verdient.«

»Ich werde ihnen den Frieden geben. Ich hole ihre Seelen in mein Reich, sie dürfen ihm nicht gehören.«

»Hatten sie ihm denn gehört?«

»Ja, aber ich entriß sie ihm.« Die Stimme veränderte sich zu einem dumpfen Lachen. »Zum erstenmal ist es mir gelungen, dem Teufel Seelen abzunehmen. Ich werde es wiederholen, ich werde versuchen, mächtiger zu werden als er.«

»Was hast du davon?«

»John Sinclair, spiele nicht den Naiven. Du weißt, worum es in unserem Kampf geht. Seit Anbeginn der Zeiten gibt es die beiden Seiten, aber auch in der einen Seite, der dunklen, wie ihr sagt, existieren die Machtkämpfe. Ich nahm ihm die Seelen, er nahm mir meine Diener, die du zurückholen oder vernichten wirst.«

»Was macht dich so sicher?«

»Es sind Mörder, Sinclair. Du bist darauf geeicht, die Killer zu stellen. Du dienst dem Gesetz der Menschen. Weshalb soll ich es diesmal nicht für mich in Anspruch nehmen?«

»Sie gehen mich nichts an.«

»Wenn du tatsächlich so denkst, wirst du bald die Toten nicht mehr zählen können, die sie auf ihrem weiten Weg des Schreckens hinterlassen werden. Ich komme nicht mehr an sie heran, es steht unentschieden, denn Asmodis hat genau gewußt, was er mir damit antut. Du aber wirst sie für mich vernichten, und denke immer daran, daß ich mit dem Würfel und dem Trank des Vergessens noch zwei große Trümpfe gegen dich und deine Freundin Kara in meinem Besitz habe.«

»Der Würfel ist ausgeglichen. Es gibt einen zweiten, Spuk, daß weißt du. Zwar besitzt ihn Abbé Bloch, aber der steht auf meiner Seite.«

Der Spuk bewegte sich. Ich merkte es daran, daß die mich umgebenden tiefen Schatten kalte Strömungen erzeugten, die wie kühles Wasser über mich hinwegflossen.

Dann sah ich den Würfel!

Er kam mir vor wie eine Projektion, die aus dem Dunkel allmählich hervorgeschoben wurde.

Zum Greifen nahe, dennoch so unendlich weit entfernt. Mich überkam das Gefühl, auf ihn zuspringen zu wollen, ihn an mich zu reißen und mit ihm zu fliehen.

Es hatte um den Würfel wilde und brandgefährliche Kämpfe gegeben, doch ich wußte auch, das gerade der Spuk ein Trickser und Blender war, wie fast alle Dämonen.

So blieb ich stehen…
»Du willst ihn nicht haben?« höhnte es mir aus der tiefen Finsternis entgegen.
»Sehr gern.«
»Dann nimm ihn.«
»Nein«, sagte ich, »du kannst ihn mir also für einen gewissen Gefallen geben.«
»Für welchen?«
»Ich soll die Scheren-Killer, diese Verräter vernichten. Wenn ich es schaffe, bekomme ich den Würfel.«
Das gestaltlose Wesen lachte. Es war kein normales Lachen, ein tiefes Grollen strömte aus der Unendlichkeit zu mir herüber. Das Grollen nahm derart an Lautstärke zu, daß die schwarze Umgebung anfing zu zittern. Schallwellen pflanzten sich fort, sie peinigten meine Ohren, die ich mir am liebsten zugehalten hätte.
Die Antwort reichte mir völlig, und der Spuk hatte seine Pflicht erfüllt. Er zog sich zurück.
Es war kaum zu erklären, aber die Schwärze ballte sich zusammen. Die gesamte Masse konzentrierte sich schließlich nur mehr auf einen Punkt von ungeheurer Dichte.
Wie im All…
Zu vergleichen mit den geheimnisvollen schwarzen Löchern, die man erst vor wenigen Jahren entdeckt hatte. Der Spuk war von den Sternen gekommen. Durch das Zusammenziehen der Masse hatte er mir den Beweis abermals gegeben.
Allmählich erhellte sich die alte Kellergruft. Zuerst nur ein kleines, wischendes Flämmchen, dann sah ich die Fackel, deren Helligkeit zunahm und ein Loch in die Finsternis riß.
Noch immer hielt Isabella sie fest. Sie stand links von mir wie eine Statue. Über ihr wächsern wirkendes Gesicht tanzte der Widerschein. Die Augen bewegten sich nicht, nur die Mundwinkel zuckten, als wollte sie anfangen zu lächeln.
Ich holte mein Kreuz hervor und warf einen Blick auf das Metall.
Es sah dunkel aus, als würden noch Überreste des Spuks an dem geweihten Metall kleben.
»Du hast ihn gesehen«, flüsterte sie. »Du hast ihn auch gehört. Wirst du ihm den Gefallen erweisen?«
»Was ist, wenn ich es nicht tue?«
»Würde er nicht dann versuchen, dich zu töten?« Sie kam etwas vor. »Ich selbst würde es sogar übernehmen. Ich führte dich in dieses Verlies, damit du erkanntest, daß ich dich nicht betrügen wollte. Jetzt spiele auch du mit offenen Karten.«
»Was würde geschehen, wenn es uns tatsächlich gelingt, die beiden Killer des Teufels zu vernichten?«

»Wie meinst du das?«

»Was passiert mit euch? Werdet ihr überleben? Du, Larry und Robby? Wie geht es weiter?«

»Wir werden zu Dienern des Spuks gemacht. Wir wollen dem Teufel nicht mehr gehören. Der Spuk garantiert uns ein anderes Leben.«

»Nein, kein Leben. Ein Dahinvegetieren im Reich der Schatten, in der ewigen Finsternis. Ihr werdet zusammenkommen mit den schwarzen der getöteten Dämonen. Ihr geht ein in den Kreislauf, ohne ihm je wieder entrinnen zu können. Ich kenne die Welt des Spuks. Die ist nicht nur prall gefüllt mit Dunkelheit, sie steckt auch voller Grauen, das diese tiefen Schatten durchzieht. Vielleicht wäre es für euch sogar besser, wenn ihr durch die Killer des Teufels vernichtet werdet.«

»Nie!« schrie sie. Dabei öffnete sie den Mund derart weit, daß die Zunge wie ein Lappen hervorschlug. »Du hast recht. Wenn die Gefahr vorbei ist, beginnt für uns ein neuer Kreislauf. Es ist der Anfang. Wir werden die Herberge zu einem Stützpunkt des Spuks umfunktionieren, an dem sich der Satan die Zähne ausbeißt. Wir halten hier die Wacht, wobei wir dem Spuk in den Grüften des Todes eine neue Heimat geben. Niemand wird uns daran hindern, auch du nicht.«

Ich enthielt mich einer Antwort, obwohl ich anders dachte. Der Spuk war und blieb ein Dämon. Wer auf seiner Seite stand, wollte Böses. Ich gehörte zu den Menschen, die diesem einen Riegel vorsetzen mußten.

»Okay, ich habe dich nicht überzeugen können, aber ich weiß jetzt Bescheid.«

»Das war Sinn der Sache. Du solltest sehen, daß wir nicht gelogen haben.«

»Können wir wieder nach oben gehen? Bestimmt wird der Leichenwagen schon eingetroffen sein.«

»Dafür bin ich.«

Sie drehte sich um und schritt vor. Die Fackel hielt sie halb erhoben. Das Licht tanzte seitlich über ihrem Kopf.

Ich warf noch einen Blick zurück in das Dunkel des Kellers, wo sich kein Dämon mehr zeigte.

Die alte Tür stand noch zur Hälfte offen. Um hindurchgehen zu können, brauchte die Frau sie nicht weiter aufzustoßen. Zwischen der Wand befand sich ein spitzer, toter Winkel.

Den zweiten Namen hatte er zu recht bekommen, denn dort lauerte der Tod. Ich merkte es nicht, Isabella ebenfalls nicht.

Ich sah den Schatten, sie sah ihn.

Er tanzte wie weit geöffnete Zangen an der Gangwand entlang, wobei in der nächsten Sekunde beide zusammenklappten. Ich hörte einen Schrei, startete – und prallte gegen die Tür, die genau in dem Augenblick ins Schloß gehämmert worden war.

Dann hörte ich das Lachen und wußte Bescheid.

Der Killer der Hölle hatte ein Opfer gefunden!

***

Suko bewegte sich nicht. Obwohl er damit hatte rechnen müssen, war er doch von der Plötzlichkeit und der Brutalität dieser Attacke des Höllenwesens geschockt.

Sein Blick glitt durch die Halle.

Nichts war zu sehen, bis auf die brennenden Kerzen, die die schreckliche Szene mit ihrem Totenlicht ausleuchteten.

Auch Robby Dobson rührte sich nicht. Er konnte es wohl nicht fassen, starrte auf den Torso und wurde erst abgelenkt, als sich Suko lautlos auf ihn zubewegte.

»Runter mit dir!«

Robby gehorchte nicht. Suko trat ihm in die Kniekehlen, der Junge fiel, wurde aufgefangen und von Suko in eine Ecke gedrückt.

»Okay!« zischte der Inspektor. »Hier bleibst du und rührst dich nicht vom Fleck. Wenn du einen der beiden siehst, wirst du schreien. Verstanden?«

Robby nickte.

Suko ließ ihn da, wo er hockte. Er trat die Tür zu, weil er den Killern nicht die Chance bieten wollte, aus dem Haus zu laufen. Obwohl es eigentlich Unsinn war, denn die beiden schafften es immer wieder, sich aus dem Nichts heraus zu materialisieren und sogar schneller zu sein, als eine Kugel.

Das eben machte sie so überlegen.

Suko hatte keine Idee, wie er den beiden eine Falle stellen und sie überwältigen konnte. Er dachte an seinen Stab, mit dem er die Zeit anhalten konnte. Das wäre vielleicht eine Chance gewesen, dazu jedoch mußte er schneller als schnell sein und die beiden erst einmal finden.

Der Inspektor bewegte sich geduckt und mit schleichenden Schritten durch die Halle. Er kam sich vor wie jemand, mit dem Katze und Maus gespielt wurde.

Immer wieder bewegte er seinen Kopf. Er wollte das Risiko einer tödlichen Überraschung so gering wie möglich halten.

Noch blieb alles ruhig. Auch in unmittelbarer Nähe des Getöteten entdeckte Suko keinen von ihnen.

Er schielte zur Treppe.

Niemand zeichnete sich auf den Stufen ab. Suko ging drei Schritte weiter und hatte eine der Sitzbänke erreicht. Jeder Schritt kam ihm vor, als wäre er mit einer unheimlich starken Last beladen. In diesen Mauern lebte der Tod als unsichtbarer Gast.

Neben dem Tisch blieb Suko stehen. Auf seiner Platte brannte eine Kerze. Sie streifte das Gesicht des Inspektors mit Licht und noch mehr

Schatten.
Robby meldete sich aus seiner Ecke. »Sie sind hier!« flüsterte er.
»Ich spüre sie genau.«
»Und wo?«
»Bei mir!« Helle Panik schwang in der Antwort mit. Suko startete.
Wieder spürte er das heiße Ziehen in seiner Wade, aber er kam durch und blieb angewurzelt stehen, denn die Ecke, in der Robby gesessen hatte, war leer.
Nur einen Schatten sah er über den Boden huschen. »Der Spuk hat es uns gelehrt!« hörte Suko das Wispern aus dem Unsichtbaren. »Ich bin zu einem Schatten geworden.«
»Na und?«
»Jetzt können sie mich nicht töten!«
»Dann bleib ein Schatten, verdammt. Ihr alle hättet euch so retten können.«
»Sei vorsichtig, Suko. Wenn keiner von uns in der Nähe ist, werden sie dich töten wollen.«
»Das weiß ich selbst!« Der Dialog gefiel Suko nicht, da er ihn von den eigentlichen Problemen ablenkte. Er wechselte seinen Standort.
Immer wieder horchend, lauschend, auf dem Sprung stehend. So etwas zerrte an den Nerven. Gab es schlimmere Alpträume, als mit Mördern aus dem Unsichtbaren konfrontiert zu werden?
Einen winzigen Vorteil besaß Suko. Die beiden Killer konnten ihn nicht töten, wenn sie unsichtbar waren. Sie mußten schon sichtbar sein. Genau in dem Augenblick war Suko zum Handeln gezwungen.
»Ich werde dir helfen!« vernahm er die Stimme des jungen Robby Dobson. »Ich kann sie spüren, ich kann sie verfolgen. Nein…« Es klang wie ein Schrei.
»Was ist denn?«
»Einer ist im Keller.«
»Und?«
»Er hat dort getötet.«
Das Gefühl der Furcht verstärkte sich. Wen hatte der Killer umgebracht? John Sinclair oder die »Tote«? Suko fragte danach und bekam keine befriedigende Antwort. »Ich glaube, es ist Isabella…«
»Glauben heißt nicht wissen!« knurrte Suko und drehte sich abermals um die eigene Achse.
Manchmal blendete ihn das Kerzenlicht, da mußte er zwinkern, was ihn auch wieder ablenkte.
Die folgende Warnung klang wie ein Schrei. »Vor dir, Suko, er steht vor dir!«
Da befand sich nur der lange Tisch.
Suko schaute hoch.
Der Killer stand urplötzlich auf der Platte. Beide Scherenhände weit

geöffnet. Er stieß sie vor. In seinen Augen leuchtete das Feuer der Hölle, dann klappte er sie zusammen…

***

Ich hörte den dumpfen Aufprall. Vor meinen Augen blitzte es auf, als hätte mir jemand funkelnde Sterne entgegengeschleudert. Das alles passierte, weil ich mit der Stirn gegen die zufallende Tür geschlagen war.

Ich taumelte wieder zurück und war für einige Sekunden völlig von der Rolle. Daß ich im Dunkeln stand, fiel mir erst später auf.

Die Finsternis war auch eine Chance für den Killer, der sich ja blitzschnell materialisieren konnte und immer schneller sein mußte als ich.

Mit zitternder Hand holte ich die kleine Lampe hervor. Ihr Strahl schuf einen hellen Tunnel, dessen Ende einen Kreis auf das Holz der Tür malte.

Dahinter und im Gang hatte das Grauen schreckliche Urstände gefeiert. Mir zitterten schon die Knie, als ich auf die Tür zuging, denn ich mußte hier raus.

Das Kreuz hing vor meiner Brust. Es gehörte zu den Dingen, vor denen der Teufel einen unwahrscheinlichen Horror besaß. Schon oft hatte es mir das Leben gerettet, bevor Asmodis es mir hatte nehmen können, um meine Seele in sein Reich zu ziehen.

Meine Hand zitterte etwas, als ich die Klinke berührte. Dann riß ich die Tür blitzartig auf.

Die Dunkelheit wich, im Gang brannte noch das Licht der Fackel, auch wenn diese am Boden lag.

Neben der endgültig Toten!

Ich bekam einen trockenen Hals, als ich sie sah. Auf eine Beschreibung der Gestalt will ich verzichten, nur eines sei noch gesagt. Blut sah ich nicht. Wohl eine andere Flüssigkeit, die aus den Wunden gelaufen war. Schwarz und dampfend, die Farbe des Spuks.

Es gibt das Gefühl der Puddingknie. Das überkam mich, als ich vor der Leiche stand.

Wo lauerte der Killer?

Noch im Gang hatte er es vorgezogen, seinen Weg nach oben zu nehmen.

Ich stieg über Isabella Montalvo hinweg. Zwischen ihr und der Treppe befand sich etwa eine Distanz von einem Yard.

Noch hatte ich sie nicht überwunden, als ich direkt vor mir, im Schein der Lampe und auf der zweitletzten Treppenstufe, den Killer mit den Scherenhänden sah.

Ich kam nicht mehr weg, er sprang auf mich zu, und ich hatte keine Chance…

***

Die Reaktion eines normalen Menschen hätte nicht ausgereicht, um dem sicheren Tod zu entgegen.

Suko aber war ein ausgebildeter Karatekämpfer und stand permanent im Training. Nur deshalb war es ihm möglich, den tödlichen Killerscheren zu entwischen.

Als der Mörder sprang, katapultierte er sich zurück und gleichzeitig zur Seite. Ein artistischer Sprung hatte ihn aus der Gefahrenzone gebracht, er hörte das schleifende und gleichzeitig harte Geräusch, als die Scherenbacken zusammenklappten. Dann landete er rücklings auf dem Steinboden, und der Killer des Teufels sprang daneben.

Es war der mit der Glatze. Sein Kopf sah aus wie eine Mischung aus Totenschädel und Martinslaterne. Bleich die Haut, kalt und grausam der Blick.

Er war wütend darüber, sein Opfer nicht erwischt zu haben, drehte sich nach links, wo Suko längst wieder auf den Beinen stand und die Beretta gezogen hatte.

Er schoß.

Wie schon bei John Sinclair, so traf die Silberkugel zwar ins Ziel, nur richtete sie nichts aus, weil sie plötzlich zerplatzte und wie Pulver wegstäubte.

Suko wußte Bescheid. Er hätte noch die Dämonenpeitsche einsetzen können, das wiederum traute er sich nicht. Der Killer verstand es exzellent, seine Scherenhände einzusetzen. Suko mußte einfach davon ausgehen, daß die Riemen gekappt wurden, wenn er nicht achtgab.

Deshalb mußte er sich anders wehren. Der Bleiche sprach nicht, er fixierte Suko nur, die Augen wirkten wie in die Höhlen hineingepinselt. Tief in den Schächten der Pupillen glaubte Suko, das Feuer der Hölle zu sehen.

Klar, der Teufel führte ihn.

Und er schickte seinen Diener vor. Die schmalen Lippen waren in die Breite gezogen. Das Lächeln wirkte grausam und gummihaft.

Der Grausame klappte die beiden Scheren auf und zu, er produzierte dabei eine atonale, auch irgendwo teuflische Musik.

Suko sah zu, daß er eine der langen Bänke zwischen sich und den Mörder brachte.

Dann hörte er wieder die Stimme des Jungen. »Gut gemacht, bisher. Aber er wird nicht aufgeben. Noch hast du nicht gewonnen.«

»Ich weiß.«

»Was willst du tun?«

Suko ließ den Killer nicht aus den Augen. Er grinste leicht. »Ich weiß es noch nicht. Er hält sich ja zurück.«

Suko wechselte seinen Standort. Die Tische und die Sitzbänke schränkten ihn zu sehr ein. Er huschte auf die Treppe zu, schaute

dabei zurück. Den Schmerz in der Wade verbiß er sich. Die noch nicht ganz verheilte Wunde begann wieder zu klopfen.

Der Mörder wurde vom Licht der Kerzen eingerahmt. Widerschein zitterte über seine Gestalt und ließ sie verschwimmen. Nur die Scheren glänzten, als wären sie mit den Flammen überstrichen worden.

Auf einmal war er weg!

Suko hatte soeben die Treppe erreicht, als er dies bemerkte. Er blieb stehen. Kalt rann es seinen Rücken hinab. Er hatte vergessen, daß dieser Killer die Gabe besaß, verschwinden und erscheinen zu können, wann er wollte.

Wieder mußte Suko von vorn anfangen. Schweiß hatte sich auf seine Handflächen gelegt. Suko fühlte sich überhaupt nicht wohl in seiner Haut. Der andere war ihm in allen Belangen überlegen. Er konnte ihn wieder zur Weißglut treiben.

Suko wartete ab. Er rechnete mit der Hilfe des Jungen. Robby spürte genau, wenn sich die Gefahr zu stark verdichtete.

»Verdammt, wo steckt er?« flüsterte Suko und sprach damit Robby an.

»Ich sehe ihn nicht.«

»Er will mich killen…«

»Klar, er ist auch noch da.«

Nach diesen Worten drehte Suko den Kopf und auch sich selbst.

Er schaute gegen das Kerzenlicht. Die kleinen Flammen bewegten sich zitternd. Von irgendwoher mußte sie ein Windzug streifen.

»Hinter dir!«

Suko warf sich vor. Er flog in Richtung Kamin und vernahm das harte Lachen und das Zusammenklappen der beiden Scheren. Ausweichen konnte er nicht mehr. Bäuchlings landete er auf der Sitzfläche des Kaminsessels und schob das Möbelstück über die Fliesen hinweg weit vor, bis an den Kaminrand. Dort kam es zur Ruhe, Suko sprang hoch und packte den Sessel. Er drehte sich um, der Killer war ihm auf den Fersen geblieben, konnte nicht mehr ausweichen, weil Suko den Sessel blitzschnell gegen ihn rammte. Es war wie eine Explosion. Die beiden Scheren drangen von der Unterseite her in die Polsterung, schlitzten sie auf. Singend stießen alte Sprungfedern durch die Lücken.

Suko schaffte es, den Killer des Teufels zu Boden zu drücken. Der lag auf dem Rücken, das Gewicht des Sessels preßte ihn dabei gegen den Boden.

Er heulte vor Wut.

Suko ging aufs Ganze. Eine Silberkugel reichte nicht, den Stab wollte er noch nicht einsetzen. Diesmal riskierte er es, die Dämonenpeitsche zu nehmen.

Auszufahren brauchte er sie nicht. Sie hatte kampfbereit im Hosenbund gesteckt.

Mit dem Schädel und den Schultern schaute der Höllenkiller unter dem Sessel hervor. Er sah platt aus, fast schon zweidimensional.

Suko holte aus – und schlug zu.

Verfehlt hätte er ihn nicht, zudem beherrschte der Inspektor die Peitsche meisterhaft. Trotzdem erwischte er ihn nicht, denn der Glatzkopf war verschwunden.

Die drei Riemen hieben gegen den leeren Fußboden und hätten beinahe noch einen Kerzenständer umgerissen. Ansonsten war nichts geschehen. Mißerfolg auf der ganzen Linie.

Wütend schob Suko den schweren Sessel zur Seite und hörte Robbys Stimme. »Pech gehabt, mein Freund.«

»Das weiß ich selbst.«

»Die Killer sind uns über. Der Spuk hat nicht grundlos gewollt, daß die besten gegen sie angehen. Es sind ja seine Diener gewesen. Er wußte, wie stark sie waren.«

»Das brauchst du mir nicht zu sagen, Robby. Und jetzt – wie geht es weiter?«

»Ich kann ihn leider nicht sehen und auch nicht spüren. Er muß sich zurückgezogen haben.«

»Ist er so feige?«

»Das weiß ich nicht.« Robby gab die Antwort in dem Augenblick, als er sich materialisierte. Er stand neben dem Toten und schüttelte sich, als er Larry Innes sah.

»Wahrscheinlich wird er versuchen, dann anzugreifen, wenn ich nicht daran denke.«

Robby nickte. »Das kann sehr lange dauern. Tage, Wochen, vielleicht Monate. Du wirst ihn immer auf den Fersen haben. Ich stehe da in einer besseren Position. Ich kann ihn spüren, wenn er sich in meine Nähe begibt. Du aber siehst ihn erst, wenn es fast zu spät ist.«

»Leider.« Suko knetete sein Kinn, während er überlegte. »Man müßte ihn irgendwie bannen können. In einem Raum gefangen halten, verstehst du?«

Robby hob die Schultern. »Wie willst du das machen?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Magisch bannen.«

»Ja, das ist die Idee.«

»Vielleicht beschwören?«

»Auch.« Suko winkte ab. »Es hat nur keinen Sinn, wenn wir uns hier den Kopf über Dinge zerbrechen, die geschehen könnten. Er war ja nicht allein. Es gibt noch einen zweiten.«

Robby nickte. »Der ist wahrscheinlich bei John Sinclair.«

Sukos Mund nahm einen harten Zug an. »Ich glaube«, sagte er, »da

schaue ich mal nach.«

»Sicher, Suko, sicher. Aber rechne damit, daß du etwas Schreckliches sehen wirst.«

»Weißt du mehr?«

»Leider nicht…«

Mit einem verdammt unguten Gefühl in der Magengegend schob sich der Inspektor durch den Widerschein der Kerzenflammen auf die Tür zu, durch die John Sinclair verschwunden war…

***

Es war genau die Sekunde, die zwischen Tod und Leben entschied.

Nicht ich hatte die Initiative übernommen, es war mein Kreuz, das sich plötzlich »selbständig« machte und handelte.

Kein Allheilmittel in diesem Fall, sondern eine logische Folge davon, daß es Gut und Böse gab und das Kreuz für den Teufel und auch dessen Diener den absoluten Gegenpol darstellte.

Das Kreuz entfaltete seine Kraft schneller als die tödlichen Zangen der Scheren.

Es gleißte auf, schleuderte sein Licht die Treppe hoch und schien sogar die dicken Mauern durchbrechen zu wollen. Ich hatte die Augen nicht geschlossen, starrte in das Licht hinein, das mich seltsamerweise nicht blendete, und so konnte ich sehen, was geschah.

Die Kreatur des Teufels, die einmal dem Spuk gehört hatte, wurde voll erwischt. Sie malte sich in der Lichtglocke wie eine dunkle Insel ab.

Ein wohl erkennbarer Umriß, der durch die Strahlen gefangen und zur Bewegungslosigkeit verdammt war. Zitternd stand die Gestalt vor mir, durchdrungen vom Licht, das dessen Doppelexistenz brutal hervorriß.

Es verwandelte sich innerhalb der nächsten Sekunden, obwohl ich den Eindruck hatte, daß Zeit keine Rolle mehr spielte. Hier kämpften Energien gegeneinander und checkten ab, wer die stärkere von ihnen war.

Aus der bleichen Gestalt rann die Kraft. Sie sackte zusammen, um sich gleichzeitig in die Existenz zu verwandeln, die sie einmal gewesen war, in den Diener des Spuks.

Ich wußte genau, wie die Wesen aussahen, die sein Reich der Schatten bewachten. Mehr als einmal schon hatte ich gegen sie gekämpft. Es waren keine Menschen, sondern widerliche Echsenwesen mit schuppiger Haut und einem ebensolchen Schädel.

Breit, groß, mit einem klaffenden Maul versehen, in dem die beiden Gebißreihen gefährliche Reißzähne zeigten. Bewaffnet waren sie mit Lanzen, aber dieses Wesen hier war waffenlos.

Es stand im Licht, warf den häßlichen Echsenschädel von einer Seite

auf die andere, hielt die Schnauze weit offen. Dampf quoll aus dem Rachen und fand seinen Weg ins Freie.

Dampf oder Atem, der erst grau war, dann aber eine andere Farbe annahm. Rötlichbraun wurde er und erinnerte mich in dieser Form an blutigen Qualm.

Noch hielt sich das Echsenwesen auf den Beinen. Doch es schwankte. Der blutige Qualm verdichtete sich und änderte seine Farbe. Sie wechselte über in ein tiefes Schwarz.

Das war das Aus!

Er brach zusammen, der verräterische Diener des Spuks. Als er den Boden berührte, zersplitterte seine dunkelgrüne Echsenhaut in zahlreiche Pailletten, die auch nicht länger liegenblieben und allmählich zu Staub zerkrümelten.

Das Licht verlöschte. Mein Kreuz nahm wieder sein normales Aussehen an.

Zärtlich strich ich mit den Fingerkuppen über meinen Lebensretter und spürte auch die leichte Erwärmung, während vor mir der Killer des Satans endgültig verging.

Er löste sich so weit auf, daß nur mehr Rauchfäden wie Zigarrenqualm der Decke entgegenstiegen, wo sie zerflatterten.

Erst jetzt bekam ich weiche Knie. Der Schock folgte automatisch.

Himmel, das war mehr als knapp gewesen! Ohne mein Kreuz hätte ich es nicht geschafft, am Leben zu bleiben.

Noch brannte die Fackel. Ihr Licht streute über den Boden, ließ aber auch Schatten an der Decke erscheinen! Neben der Fackel lag Isabella Montalvo. Ich schaute nicht hin, war nur ärgerlich darüber, daß der Killer sie erwischt hatte.

Vor mir lag die Treppe, dahinter die Tür, und die wurde aufgerissen. Sukos besorgte Stimme schallte mir entgegen. »John, bist du okay?«

»Irgendwo schon«, erwiderte ich müde.

Der Inspektor hetzte so rasch wie möglich die Stufen hinab und kümmerte sich um mich…

***

Mein Freund stützte mich, als wir die Stufen hochschritten. Mir zitterten einfach zu stark die Knie.

In der Halle sah ich den jetzt endgültig toten Larry Innes. Sekundenlang starrte ich ihn an, dann drehte ich mich zur Seite. Sukos Worte klangen fast entschuldigend, als er sagte: »Ich habe nichts tun können, John. Das mußt du mir glauben.«

»Sicher.«

»Robby ist noch da.«

Ich hatte gerade nach ihm fragen wollen. »Wo denn?«

»Keine Ahnung. Er zeigt sich nur, wenn er will. Ansonsten

überspringt er die Grenzen.«

»Ein verdammtes Schicksal«, murmelte ich und drehte mich von einem dreiarmigen Kerzenleuchter weg, weil die Flammen zu heiß über meine Haut strichen.

»Das sehe ich anders.« Robby hatte meine Worte gehört und war erschienen.

Er stand so, daß Suko und auch ich ihn sehen konnten. Sein Gesichtsausdruck kam mir beinahe fröhlich vor. Die Mundwinkel bogen sich an den Seiten in die Höhe, weil er lächelte.

»Kannst du mir das erklären, Robby?« fragte ich.

»Natürlich.« Er nickte mir zu. »Ich habe überlebt, und ich werde meinen Weg gehen.«

»Wo kann der noch hinführen?«

»Ich bin tot, Sir, dennoch lebe ich. Und ich verdanke demjenigen mein Leben, zu dem mich jetzt mein Weg führen wird. Ich werde in sein Reich hineingehen.«

»Zum Spuk?«

»Ja, er hat mich geholt, ich werde ihm zur Seite stehen und eingehen in den Kreislauf.«

»Es ist der Kreislauf der Verdammten, Junge!«

»Für dich, nicht für mich. Ach so, ich kann euch nicht mehr helfen. Einer ist noch übrig. Gebt genau acht.« Er nickte uns zum Abschied nach. »Schade. Ich habe fest damit gerechnet, daß ihr beide schaffen würdet, aber ihr seid wohl überfordert gewesen.« Robby hob die Schultern. »Da kann man nichts machen. Also dann…« Er nickte uns zu und ging zur Kellertür.

Ich ließ ihn laufen. Nach wenigen Schritten wollte ich ihm nacheilen, aber Suko hielt mich fest.

»Laß ihn, John. Es ist das Beste für ihn. Kann er als Toter unter Menschen glücklich werden. Man hat ihn furchtbar bestraft, sogar zweimal. Er hat sich die für ihn günstigste Möglichkeit ausgesucht. Du mußt es respektieren.«

»Nur unter Protest.«

Robby Dobson war an der Tür und drehte sich um. Er winkte noch einmal. Sein Mund zeigte ein Lächeln, aber schimmerten nicht auch Tränen in seinen Augen? Konnten Tote weinen?

Als ich daran dachte, überlief es mich kalt. Dann öffnete Robby die Tür.

Der Spuk hatte bereits auf ihn gewartet. Wir sahen keine Treppe mehr, keinen Gang, nur die absolute Schwärze, die alles ausfüllte.

Der Spuk war als Wolke erschienen. Seine schreckliche Welt hatte sich in die unsere hineingeschoben.

Und Robby schritt in die andere Welt…

Wir schauten zu. Er ging den ersten, den zweiten und den dritten

Schritt. Die pechschwarzen Wolken umflorten ihn zunächst wie dünne Decken, die sich dann verdichteten und als dicke Kissen über ihm zusammenbrachen, so daß er unseren Blicken entzogen wurde.

Wir sahen ihn nicht mehr. Dafür hörten wir ihn noch einmal. Ein fürchterlicher Schrei drang aus der schwarzen Masse und verwehte im Haus. Der makabre Abschiedsgruß eines Toten.

Ich stand da mit geballten Händen. Auf meiner Stirn lagen die kalten Schweißperlen, unter ihnen die Gänsehaut.

Suko erging es nicht anders. Stumm schaute er zu Boden. Dann klappte die Tür zu. Es hörte sich an, als wäre ein gewaltiger Sargdeckel über uns geschlossen worden.

»War es das?« fragte Suko.

Ich runzelte die Stirn. »Das glaube ich kaum. Denk daran, daß noch einer zurückgeblieben ist.«

»Er hat einen Vorteil. Er kann ebenso rasch die Welten oder Dimensionen wechseln wie Robby und seine Artgenossen.«

»Und er will uns töten.«

»Das gefällt mir überhaupt nicht.« Ich schaute mich um, wir waren die einzigen Lebenden.

»Wie bist du eigentlich entwischt?« wollte Suko wissen.

Ich zeigte auf meine Brust. »Da hängt mein Schutzengel. Es reagierte in dem Augenblick, als die beiden Scheren auf mich zurasten. Ohne das Kreuz wäre ich tot.«

Suko schlug mir auf die Schultern. »Gratuliere.«

»Noch nicht.«

Ich wollte nicht mehr in der Herberge bleiben. Die Luft war schlecht geworden. Das Licht der Kerzen hatte ihr einfach zuviel Sauerstoff entzogen.

Suko löschte sie der Reihe nach, während ich die Haustür öffnete und in die Frische trat.

Es war mittlerweile dunkel geworden. Wenn man von einer echten nächtlichen Dunkelheit sprechen konnte, so traf sie hier zu. Es brannte keine Laterne in der Nähe. Die Birken und die wild wachsenden Buschreihen aus Unkraut verschwammen zu einem einzigen grauen Gebilde, in dem es keinerlei Trennungen gab.

Sukos BMW stand noch dort, wo wir ihn verlassen hatten. Eigentlich hätte ich auch den Leichenwagen sehen müssen.

Der aber war verschwunden!

***

Ich machte kein Theater und wartete, bis mein Freund das Haus verlassen hatte. »Wir müssen noch die Leichen abtransportieren lassen, John, und dann…«

»Er ist weg«, sagte ich nur.

»Verdammt.« Suko schluckte. »Dann könnte uns eine mörderische Rückfahrt bevorstehen.«
»Könnte?«
Er ging zu seinem Fahrzeug, faßte durch das große Loch, wo einmal die Frontscheibe gewesen war, und fluchte. »Wir werden bis London kriechen müssen, John.«
»Oder bis zur nächsten Vertragswerkstatt.«
»Ich schaue mal nach.« Aus dem Handschuhfach holte Suko das Serviceheft. »Es gibt eine in Ipswich.«
»Bis dahin schaffen wir es.« Ich ging noch einmal zurück, um die Tür zu schließen. Einen letzten Blick warf ich in den Gastraum der Herberge. Er lag im Dunkeln. Suko hatte sämtliche Kerzen gelöscht.
Ich zog die Tür zu und dachte daran, daß ich ein großes Grab verschlossen hatte. Dann ging ich zum BMW.
Suko saß bereits am Lenkrad. Er hatte die letzten Glaskrümel nach draußen geschleudert. Ich nahm neben ihm Platz und schaute durch das scheibenlose Fenster.
Um Ipswich zu erreichen, mußten wir den gleichen Weg zurückfahren. Es war kein Highway, so fiel es nicht auf, wenn wir langsam daherschlichen.
»Woran denkst du?« erkundigte sich mein Freund, als er den Motor anließ.
»An den Scherenmann. Der ist verdammt schnell.«
»Dann pack nur das Kreuz nicht weg.«
»Keine Sorge.«
Suko rollte an und fuhr einen Bogen. Wind zwang uns, die Augen zu »schließen«.
»Wie fühlst du dich, Alter?«
»Besch… seiden.«
»Ich auch.« Suko rollte auf den Weg, der sich durch den Wald schlängelte.
Wegen der Enge kratzten die Zweige über dem Metalliclack. Es tat meinem Freund jedesmal weh, denn er verzog das Gesicht.
»Du mußt mal zusehen, daß der Yard die Kosten für deinen Wagen übernimmt.«
»Meinst du?«
»Wir müssen das nur geschickt anstellen.«
»Dann hilf mir dabei.«
»Ist doch klar. Was macht eigentlich dein Bein?«
»Noch ist es dran.«
»Mal im Ernst, Suko. Was ist los damit?«
»Ich glaube, daß die Wunde wieder aufgeplatzt ist. Jedenfalls haben die Schmerzen zugenommen. Ich werde es schon überleben, keine Sorge, Alter.«

Der Weg führte über einen Buckel. Die normale Straße lag völlig leer vor uns. Wie ein schwarzes Band spannte sie sich rechts und links in die Weite des nächtlichen Landes hinein. Am Himmel sahen wir keinen Stern. Auch der Mond wurde von der dichten Wolkendecke verborgen.

Ich schaute zurück.

Kein Leichenwagen zu sehen. Nur die Finsternis, in der die kahlen Bäume mahnend ihre blattlosen Äste und Zweige nach allen Seiten hin ausstreckten.

Suko fuhr schnell. Der Wind rauschte um den Wagen und drängte sich auch durch die Scheibe.

»Mist!« Mein Freund ging vom Gas. »So geht das nicht weiter.«

»Fahr langsamer!« riet ich ihm, »und genieße es, in deinem Wagen zu sitzen.«

»Danke für den Vorschlag.«

Vor uns erschienen Lichter. Automatisch spannte sich unsere Haltung. Beide dachten wir an den Leichenwagen, ohne es jedoch auszusprechen. Das Fahrzeug war in der Finsternis nicht zu erkennen.

Es rollte ziemlich auf der Fahrbahnmitte dahin.

»Wenn der so weiterfährt, rammt er uns!« Suko drückte den BMW dem linken Straßenrand entgegen.

Der entgegenkommende Fahrer hupte. Das war kein normales Signal, sondern ein schriller Heulklang. Solche Dinger waren verboten.

Das Fernlicht wurde eingeschaltet, danach aus und wieder ein.

Ein Zeichen.

»Der will etwas von uns«, sagte Suko, gab ebenfalls Zeichen und stoppte den Diamantschwarzen.

Auch der andere Fahrer hielt. Die beiden Wagen standen nebeneinander. Der Fremde kurbelte die Seitenscheibe des Ford nach unten und streckte den Kopf hervor.

»Was ist?« fragte Suko.

»Es… äääähhggrr …« Der Fahrer begann zu würgen. Im gleichen Augenblick floß Blut aus seinem linken Mundwinkel.

Ich hatte es auch gesehen und rammte die Tür auf.

Suko kam nicht so schnell aus dem Wagen, doch ich rannte um den BMW herum – und sah die Bewegung im Fond des Ford.

Ein kahl und kalt wirkendes Gesicht leuchtete hinter den Scheiben.

Ein Mund, der grausam verzogen war, Augen, deren Blicke mich hart trafen.

Der Killer mit den Scherenhänden.

Wuchtig riß ich die Tür auf.

Da war er weg!

***

Ich duckte mich, kreiselte herum und sah ihn nun vor mir stehen.

Wie ein Spuk war auch der Leichenwagen erschienen. Er parkte nicht weit entfernt.

Auch Suko hatte inzwischen den BMW verlassen. Er hielt seinen Stab in der Hand. Diesmal wollte er ihn einsetzen.

Bevor der Glatzkopf noch handeln konnte, hatte Suko das Wort »Topar« gerufen.

Und damit veränderte sich die Szene!

***

Keiner von uns, Suko ausgenommen, konnte sich bewegen. Er jagte auf den mörderischen Killer zu, holte aus und hämmerte seine Handkante gegen den Nacken.

Der Glatzkopf fiel um. Seine Scherenhände knallten gegeneinander. Es hörte sich an, als würden sie läuten.

Entwaffnen konnte Suko ihn nicht, weil die Dinger angewachsen waren. Er sprang zurück, als die fünfte Sekunde abgelaufen war und alles seinen normalen Weg ging.

Auch ich bewegte mich wieder.

»John, jetzt bist du an der Reihe!«

Sukos Warnung zwang mich zum Handeln. Noch lag der andere vor mir. Er schien völlig überrascht zu sein, jedenfalls griff er mich nicht an und verschwand auch nicht. Der Treffer hatte ihn nicht bewußtlos werden lassen, nur eben zu Boden geworfen.

Ich warf ihm etwas entgegen.

Er sah mein Kreuz, hob die Arme und wollte es mit seinen Scherenhänden auffangen.

Das gelang ihm auch, nur rutschte die Kette an dem Metall entlang, wurde durch nichts mehr gestoppt – und das Kreuz landete genau auf seinem Körper.

Es war so wie im Keller.

Licht umgab beide Wagen und flackerte noch hinein in die Büsche rechts und links der Straße. Es war das Licht, das uns rettete, den teuflischen Killer aber vernichtete.

Als Echsenwesen erschien er uns für die Dauer von wenigen Sekunden, dann löste er sich auf in Rauch, Reste und Gestank.

Den Leichenwagen sahen wir wie den Ausschnitt aus einer Filmszene. Himmlisches Licht umfloß ihn, das plötzlich wieder verschwand und auch ihn mitnahm. Wo er noch vor kurzem gestanden hatte, war die Straße leer. Es gab dieses schwarze Ungeheuer nicht mehr.

Ich atmete tief durch, drehte mich zu Suko um, der sich um den Fahrer des Fords kümmerte.

Der Mann war auf dem Sitz zusammengesunken.

»Tot?« fragte ich.

Suko schüttelte den Kopf. »Nein, nur verletzt. Er muß so rasch wie möglich in ein Krankenhaus.«

Ich entschied mich auf der Stelle. »Paß auf, Suko. Fahr du mit dem BMW, ich nehme den Ford.«

»Okay.«

»Wir sehen uns dann in Ipswich. Du wirst mich schon finden.« Die Worte sagte ich meinem Freund beim Einsteigen.

Ich wendete auf der schmalen Straße und gab Gas. Den Verletzten hatte ich auf den Beifahrersitz gedrückt. Er blutete in der unteren Gesichtshälfte und stöhnte leise.

»Okay, Mister«, sagte ich. »Sie werden wieder gesund werden. Ich fahre Sie in ein Krankenhaus.«

»Der Wagen… der Wagen … Er war auf einmal da. Er konnte fliegen, auch der Killer …«

»Den gibt es nicht mehr.«

»Keine Hände, Sir, er hatte keine Hände… es war furchtbar.«

Ich schwieg und preßte die Lippen zusammen, während ich so rasch wie möglich durch die Nacht jagte.

Der Fall war geschafft, doch Glück empfand ich nicht. Was mit der Suche nach Weihnachtsgeschenken begonnen hatte, war für uns schlichtweg zu einem Alptraum geworden.

Und der Spuk hatte sich mal wieder gemeldet. Er und Asmodis lagen noch immer im Clinch.

Würde es einen Sieger geben?

Es war mir im Prinzip egal. Ich mußte nur zusehen, nicht in die Mühlsteine der beiden Kräfte zu geraten. Das war Zukunftsmusik.

Im Moment zählte nur der Verletzte.

Ich erreichte die Stadt in Rekordzeit. Uniformierte Kollegen, die ich alarmierte, übernahmen den Rest und schafften den Verletzten in ein Krankenhaus.

Ich blieb auf der Wache. Eine Kollegin fragte mich: »Was ist eigentlich passiert?«

Ich hob die Schultern. »Eigentlich gar nichts.«

»Aber…«

»Dabei wollte ich nur Weihnachtsgeschenke einkaufen…«

Sie ging weg, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Wahrscheinlich dachte sie, mit einem Verrückten gesprochen zu haben.

Sollte sie, mir war es egal…

ENDE